

Der Posthumanismus oder Der parallele Himmel

“so long as there is death no one is free”
FM- 2030 (Fereidoun M. Esfandiary)¹

Nachdem Adam und Eva vom Baum der Erkenntnis gegessen hatten, sprach Gott der Herr: „Siehe, der Mensch ist geworden wie unsereiner und weiß, was gut und böse ist. Nun aber, dass er nur nicht ausstrecke seine Hand und breche auch von dem Baume des Lebens und esse und lebe ewiglich! Da wies ihn Gott der Herr aus dem Garten Eden...“

Diese Arbeit verbindet Sachbuch und Literatur. Dies erscheint mir insofern sinnvoll, als das Thema sowohl zu distanziert objektiver als auch subjektiver, emotionaler Darstellung drängt. Vor allem aber, weil es für einen Schriftsteller reizvoll ist, die zum Teil hochabstrakten Theorien posthumanistischer Denker herunterzubrechen auf die menschliche Beziehungsebene.

1 Die Entstehung des Todesbewusstseins

Die Sehnsucht nach Unsterblichkeit begleitet die Menschheit seit sie sich ihrer Sterblichkeit bewusst geworden ist. Bereits in der Zeit des Neandertalers in der Mittelsteinzeit (etwa 10.000 bis 8000 Jahre vor unserer Zeit) lassen Funde von bewusst angelegten Gräbern erkennen, dass sich die damaligen Menschen mit dem Übergang vom Leben zum Tod auseinandergesetzt haben. Ein echter, epochaler Bewusstseinsprung dürfte aber erst in der Jungsteinzeit (in Mitteleuropa etwa ab 5800 vor unserer Zeitrechnung) erfolgt sein, als der Mensch allmählich sesshaft wurde und begann, Ackerbau und Viehzucht zu betreiben.

Archäologische Funde aus dieser Periode zeigen hinlänglich die *äußerlich sichtbaren* Spuren. (Werkzeuge, Pflug, Anlage gemeinsamer Friedhöfe usw.²) Weniger greifbar und weniger belegt dagegen ist, was sich in dieser Zeit im Innenraum, also im Bewusstsein des Menschen vollzog.

Jäger und Sammler lebten „von der Hand in den Mund“, ihr Leben war im Wesentlichen bestimmt von der Befriedigung elementarer Grundbedürfnisse im Hier und Jetzt. Anders der Ackerbauer. Er lebt nicht mehr nur in der Gegenwart, sein Blick richtet sich vielmehr auch in die Zukunft. Er bereitet das Saatbett, er sät, pflegt die Saat und wartet auf die Ernte.³ Die Zeit erhält so eine ganz andere Dimension. Er hat Zeit nachzudenken, er

¹ Gestorben 2000 an einem Pankreas Tumor, eingefroren in Scottsdale, Arizona; soll aufgetaut werden 2030.

² S. Parzinger, S. 74.

³ S. Wilber, S. 116 m.w.N.; Möglich war diese Entwicklung nur, weil dem Menschen in dieser Epoche bereits eine weit entwickelte Sprache zur Verfügung stand, die es ihm erlaubte, sich laufend an das Ziel seiner Arbeit zu erinnern, während in früheren Epochen der Jäger und Sammler eine derartige Zielsetzung wohl vergessen hätte. Andererseits weist aber Parzinger darauf hin, dass schon der homo erectus sowie der Neandertaler über eine gewisse, wohl noch rudimentäre Sprechfähigkeit verfügen konnte, da ansonsten die nachgewiesener

hat vermehrt Zeit für kulturelle Tätigkeiten. (Im Alten Testament heißt es: Kain war „ein Ackermann“. Und von seinen Nachkommen „sind hergekommen alle Zither- und Flötenspieler“, also kulturell tätige Menschen)⁴. Der Bauer hofft auf eine gute Ernte, er sieht seine Abhängigkeit vom Wohlwollen der Götter, entwickelt eine entsprechend tiefere Religiosität und in der Beobachtung von Werden und Vergehen entsteht und verfestigt sich die Erkenntnis der eigenen Endlichkeit, also das **Todesbewusstsein**.

Auch Jäger und Sammler erlebten den Tod, erlebten wie Familienmitglieder und Freunde starben. Dies war für sie sicher kaum weniger dramatisch als für die Sesshaften. Aber etwas ändert sich doch in dieser Epoche des Sesshaft Werdens. Man wandert nicht weiter, man bleibt. Man lässt die Toten nicht zurück. Auch der Tote bleibt. Er wohnt nun mitten unter den Lebenden, mitten im Leben, mitten im Bewusstsein.⁵

Anders als die Götter ist der Mensch sterblich, anders als die Tiere weiß er um seine Sterblichkeit. Entsprechend zahllos und verzweifelt sind seine Versuche bis auf den heutigen Tag, diese Tatsache zu kompensieren. Eine Vielzahl kultureller Leistungen – manche meinen sogar alle – steht mit diesem Todesbewusstsein in engem Zusammenhang. Viele dieser Leistungen sind Ersatzbefriedigungen angesichts der nicht akzeptierten Sterblichkeit⁶. Im Bereich der Bestattungsriten zeigt sich das besonders deutlich, beginnend bei einfachen Gräbern mit Grabbeigaben im Neolithikum bis hin zu den Pyramiden im alten Ägypten. Aber auch die Prachtbauten, die sich Autokraten unserer Tage errichten lassen, weisen in diese Richtung.

2 Strategien gegen den Tod

Das Kernproblem also ist der Tod. Und zahlreich sind die Versuche des Menschen, ihm irgendwie zu entkommen, irgendwie sich mit ihm zu arrangieren.

2.1 Verdrängung

Maßen geplante und koordinierte Jagd der damaligen Zeit ohne dieses Verständigungsmittel nicht möglich gewesen wäre, wie Fußn. 2, S. 49.

⁴ 1. Mose 4. 21. Eine Strophe aus meinem Gedicht Strandgut:

Kain war ein Ackersmann
aber nachts schnitt er Flöten
aus dem Schilf der Lagunen
und sang traurige Lieder.

Grimm, dem Meer entgegen, Gedichte, Bielefeld 2017, S. 16.

⁵ Auch wenn wir uns mehr und mehr von traditionellen Sterberiten verabschiedet haben, so leben auch heute die Toten unter uns, verstärkt noch durch das Potential von Fotografie, Film, Fernsehen. Wir holen uns beispielsweise verstorbene Schauspieler, Politiker usw. jederzeit ins Wohnzimmer, aber nicht als Tote, sondern als Quasi- Lebende. Eine Entwicklung, die uns in eine erweiterte Raum- und Zeitvorstellung führt.

⁶ *Wilber*, S. 31: „Kultur ist nicht die einzige objektive Ersatzbefriedigung. Letzten Endes ist das jeder beliebige objektive Bereich. Doch Kultur ist der größte menschliche Bereich objektiver Kompensationsaktivitäten.“

Eine Möglichkeit, dem Damoklesschwert des Todes wenigstens vorübergehend zu entkommen, ist seine Verdrängung. In der Psychologie versteht man unter Verdrängung einen Abwehrmechanismus, der in erster Linie dazu dient, das Ich vor einem bedrohlichen Ereignis zu schützen. Dabei ist die Verdrängung eher ein unbewusster Vorgang und insofern von einem willentlich- bewussten Beiseiteschieben zu unterscheiden.

2.1.1 Die Kryonik

„As long as there is death no one is free“, schreibt F.M. Esfandiary, der sich „FM-2030“ nannte. Er starb im Jahre 2000 an einem Pankreastumor, ließ sich einfrieren und wird sich in 2030 auftauen lassen, um dann den zwischenzeitlich erreichten medizinischen Fortschritt ausnützen zu können.⁷ „Kryonik“, wird dieses Verfahren genannt. Eingefroren werden Organe, der Kopf als Sitz des Gehirns und des Geistes oder der ganze Organismus bei minus 196 Grad Celsius. Einzelheiten zur Vorgehensweise, zur Umsetzung und zu den ungelösten Problemen, s. bei Wikipedia Stichwort „Kryonik“. Da sich die Anhänger dieses Tiefgefrierverfahrens sehr bewusst mit dem Tod als dem Kernproblem des Menschseins auseinandersetzen, bleiben Zweifel, ob diese Strömung unter dem Gliederungspunkt „Verdrängung“ einzuordnen ist.

2.1.2 Der Hedonismus

Der Begriff Hedonismus ist im allgemeinen Sprachgebrauch eher negativ besetzt, da er in der Regel gleichgesetzt wird mit dem hemmungslosen Streben nach Sinnenlust und Genuss. Man sollte aber nicht vergessen, dass er in der Philosophiegeschichte seit der Antike eine ernsthafte, aus meiner Sicht durchaus akzeptable ethische Theorie darstellt. *Epikur* etwa, dem seine Gegner schon zu seinen Lebzeiten⁸unterstellten, Befürworter eines hemmungslosen Lustlebens zu sein, vertrat im Gegenteil die Position, dass neben der Lust die Rationalität ein wichtiges Prinzip sei. Er propagiert eine gemäßigte, nahezu asketische Lebensart. Es gelte, einen Mittelweg zu finden zwischen Schmerz und Lust, um das Ziel eines guten Lebens zu erreichen. Wie sehr seine Aufmerksamkeit dem Leben galt und wie wenig er sich belastete mit der Tatsache des Sterbemüssens, zeigt sich in seiner vielzitierten Aussage: „Der Tod geht mich eigentlich nichts an. Denn wenn er ist, bin ich nicht mehr, und solange ich bin, ist er nicht.“⁹

⁷ FM 2030, *Are you a transhuman?* New York 1989, S. 116, zit. auch bei *Krüger*, S. 89.

⁸ 341 Samos – 270 v.Chr. Athen.

⁹ Vgl. dazu *Schopenhauers* Position: Das individuelle Leben ist lediglich eine Unterbrechung des ewigen Nichtseins. Woher dann, stellt er die Frage, kommt dann trotz dieser rationalen Erkenntnis die Todesangst? Seine Vermutung: Der Wille zum Leben wirkt wie in allem Lebendigen auch im menschlichen Individuum. Er wirkt unabhängig vom rationalen Bewusstsein, das im Gegensatz zu ihm, die menschliche Endlichkeit begreift und akzeptiert. (Im Übrigen, so der griesgrämige Pessimist, ist das Leben ohnedies schlecht!).

Dem Hedonismus verwandt ist, nicht auf den ersten Blick erkennbar, der auf Jeremy *Bentham*¹⁰ zurückgehende Utilitarismus. Im Unterschied zum auf das Individuum bezogenen klassischen Hedonismus vertritt Bentham einen quantitativen Hedonismus. Bekannt ist seine Forderung nach dem „größten Glück der größten Zahl“. Der so verstandene Hedonismus wird damit zu einer Grundlage für sozialistisches Gedankengut und für darauf aufbauende politische Strömungen des 19. und 20. Jahrhunderts. Gegen diese auf das Gemeinwohl abzielende Grundidee ist m.E. wenig einzuwenden, wohl aber gegen einen moralfreien Individualismus ohne Rücksicht auf gemeinschaftliche Interessen.

2.1.3 Macht und Besitz

Eine in unserer Gesellschaft weit verbreitete Verdrängungsstrategie ist das Streben nach persönlicher Macht¹¹. Macht ist die Fähigkeit, andere zu beeinflussen. Im negativen Sinne bedeutet sie die Möglichkeit, andere zu stören, zu zwingen, zu verletzen, zu quälen, zu töten. Gerade in der Fähigkeit, anderen das Leben zu nehmen, Herr über Leben und Tod zu sein, potenziert sich die Verdrängung des eigenen Todes. Ohnmacht wird dann zu Macht. Es ist immer wieder verwunderlich, wie sich Diktatoren und Autokraten an ihre Macht klammern und selbst in hohem Alter ihre Macht missbrauchen trotz ihrer Sterblichkeit, trotz der Tatsache, dass ihnen nur noch wenige Jahre des Lebens zur Verfügung stehen. Man möchte meinen, das gemeinsame Schicksal des Sterbenmüssens könnte sie abbringen von ihrem zerstörerischen Weg.

Auf einen Autor sei hier noch hingewiesen, nämlich auf *Erich Fromm* und sein wohl wichtigstes Werk „Haben oder Sein, Die seelischen Grundlagen einer neuen Gesellschaft“ aus dem Jahre 1976. Das Überleben der Menschheit hängt seiner Meinung nach von einer radikalen Veränderung unserer Gesellschaft ab. Solange Privateigentum, Gewinn und Macht als die grundlegenden Werte gelten, solange wir also in der krankhaften Existenzweise des Habens verharren und nicht zur Existenzweise des Seins gelangen, solange kann sich die fatale Weltsituation nicht grundlegend verbessern¹².

2.1.4 Religion

Religion unter dem Gesichtspunkt der Verdrängung einzuordnen *dürfte nicht ganz richtig sein*. Das Christentum geht von einem zeitlich begrenzten Lebensabschnitt auf Erden und einem ewigen Leben im Jenseits aus. Dies ist eine ganz klar und bewusst formulierte Position. Religionskritiker

¹⁰ 1748 bis 1832.

¹¹ Zu unterscheiden davon die sozial legitimierte Macht, z.B. die des freiheitlichen, demokratischen Rechtsstaats.

¹² Fromm, s. Literaturliste.

aus dem materialistischen Spektrum stören sich denn auch nicht an der realen Einschätzung der Begrenztheit des irdischen Lebens, sondern an der Möglichkeit, durch die Vertröstung auf ein Jenseits, in dem die Letzten die Ersten sein werden, Ungerechtigkeit und Armut im Diesseits zu kompensieren. So zu verstehen ist die auf *Feuerbach* und *Marx* zurückgehende kritische Position, wonach Religion Opium für das Volk sei.

2.1.5 Kultur

Die Zusammenhänge von kulturellen Leistungen und der Sterblichkeit sind so vielfältig, dass hier nicht näher darauf eingegangen werden kann¹³.

¹³ Zu transhumanistischen Kunstbestrebungen s. *Krüger*, S. 136 ff.

2.2 Bekämpfung (im Unterschied zur Verdrängung ein offensives Anrennen gegen den Tod)

2.2.1 Zu den Begriffen Transhumanismus/Posthumanismus

Zunächst ist es erforderlich, eine Begriffsklärung durchzuführen und offen zu legen, was ich unter Transhumanismus bzw. Posthumanismus verstehe. Die Terminologie ist nämlich uneinheitlich und zum Teil diffus. Zum Teil überschneiden sich die Inhalte, zum Teil werden beide Begriffe bewusst oder unbewusst synonym verwendet¹⁴.

Ich verstehe den Transhumanismus als eine philosophische, soziale und technologische Strömung, in der die Grenzen menschlicher Möglichkeiten, seien sie intellektueller, physischer oder psychischer Art, durch den Einsatz technologischer Verfahren erweitern werden sollen. **Trans-, also über die bestehenden Fähigkeiten des Menschen hinaus.** Ich zitiere aus meiner Erzählung „Der parallele Himmel“. Hier sagt die Protagonistin zu ihrem Freund, der mit den Begriffen Trans- und Posthumanismus zunächst gar nichts anfangen kann:

„Im Transhumanismus leben wir schon. Der homo sapiens hat sich verändert. Wir alle sind verbunden mit Gegenständen, mit Laptops oder Navigationsgeräten zum Beispiel. Wir können kaum noch arbeiten ohne unsere PCs, finden kein Ziel mehr ohne Navi. Alles Gegenstände, die unser Leben erleichtern. Apps, mit denen wir vom Arbeitsplatz aus die Heizung zu Hause bedienen oder den Küchenherd oder die Rollläden öffnen oder schließen. Auf dieses Zeug könnten wir eigentlich verzichten. Aber es geht noch weiter. Über die bloße Bequemlichkeit hinaus! Viele unter uns sind schon richtige Cyborgs. Den Begriff hast wahrscheinlich auch noch nie gehört. Cyborgs sind Verbindungen von Mensch und Maschine. Jeder zehnte, vielleicht übertreib ich, auf jeden Fall viele laufen herum mit künstlichen Kniegelenken, Hüften, Herzschrittmachern. Oder, jetzt pass auf, auch das gibt es schon: Du schluckst eine elektronisch-sensorisch präparierte Pille. Die misst deine Verdauung, erkennt Polypen, Krebszellen und so weiter und funkt die Daten an dein Handy und von dort weiter auf die Rechner von Wissenschaftlern. Und dann verlässt dich die Pille wieder auf natürlichem Wege. Temporäre Verschmelzung von Mensch und Maschine, nennt man das. Alles schon Realität. Aber, so anerkennenswert das auch ist, der Posthumanismus, der geht noch einen entscheidenden Schritt weiter. Die Transhumanisten sind ja auch schon von gestern. Für sie steht der Mensch wie er ist, immer noch im Mittelpunkt ihrer Bestrebungen. Er soll verbessert werden, gesünder, leistungsfähiger, langlebiger. Aber sie werden, ja sie müssen in einer Sackgasse enden. Denn am Ende steht für sie immer noch das größte aller Übel, der Tod.“
Zitat Ende.

¹⁴ So z.B. Krüger, Oliver, Die Vervollkommnung des Menschen, S. 2. <https://www.eurozine.com/die-vervollkommnung-des-menschen/> (12.10.2020).

Damit ist die Nähe zum Posthumanismus, wie ich ihn verstehe, aber auch der wesentliche Unterschied bereits angedeutet. Während der Transhumanismus am Menschen und dem klassischen Menschenbild festhält, geht der Posthumanismus weit darüber hinaus. Der Posthumanismus startet einen Frontalangriff auf den Tod und stellt damit vielleicht das tiefste Wesensmerkmal des Menschen, nämlich seine Sterblichkeit in Frage. Ohne den Tod entstünde dann tatsächlich ein anderes, ein posthumanes Wesen. Ein göttliches?

Dazu ein Zitat aus der Bibel. Dass Eva den Apfel vom Baum der Erkenntnis pflückte, ist allgemein geläufig. Weniger bekannt ist aber, dass es im Paradies einen zweiten verbotenen Baum gibt.

„Nachdem Adam und Eva vom Baum der Erkenntnis gegessen hatten, sprach Gott der Herr: „Siehe, der Mensch ist geworden wie unsereiner und weiß, was gut und böse ist. Nun aber, dass er nur nicht ausstrecke seine Hand und breche auch von dem Baume des Lebens und esse und lebe ewiglich! Da wies ihn Gott der Herr aus dem Garten Eden...“¹⁵

Der zweite Baum ist also der entscheidende für die Vertreibung aus dem Paradies! Das wird häufig übersehen. Damit, dass der Mensch unterscheiden könne zwischen Gut und Böse, damit hätte Gott wohl leben können. Insofern war der Mensch auf Augenhöhe angekommen. Aber ein Leben ohne Tod, ein ewiges Leben, das wollte der Gott der Bibel dem Menschen nicht zugestehen.

2. 2. 2 Der Posthumanismus im Einzelnen

2.2.2.1 Einleitung

Einer der bekanntesten Vertreter im Bereich trans- und posthumanistischer Strömungen ist *Hans Moravec*. Nicht nur in der Forschung, auch in der Praxis ist er Vorreiter in der Weiterentwicklung von Robotern¹⁶. Er sieht sie als unsere Nachkommen. „Und wir werden unsere neuen Roboterkinder gern haben“, schreibt er, „denn sie werden angenehmer sein als Menschen. Man muss ja nicht all die negativen menschlichen Eigenschaften, die es seit der Steinzeit gibt, in diese Maschinen einbauen“, das Aggressionspotential zum Beispiel oder die Gier, sich auf Kosten anderer zu bereichern. Ein grandioser Satz: „Wir werden sie als Kinder annehmen – als Kinder, die nicht durch unsere Gene geprägt sind, sondern die wir mit unseren Händen und mit unserem Geist gebaut haben.“¹⁷

¹⁵ 1. Mose 3. 22.

¹⁶ So ist er Mitbegründer der SEEGRID Corporation, einer Roboterfirma, die an der Entwicklung autonomer Roboter arbeitet.

¹⁷ Aus: Computer übernehmen die Macht: Vom Siegeszug der künstlichen Intelligenz, Hamburg 1999, S. 136.

Von ihm stammt auch die detaillierte Beschreibung eines technischen Vorgangs, bei dem durch eine Art Scan- Vorgang die gesamten Eigenschaften, auch die geistigen und seelischen, eines Menschen auf einen Datenträger übertragen werden. Angestrebt wird auf diese Weise eine posthumane Zukunft, eine unsterbliche Existenz des Menschen in einer virtuellen Welt. Der Mensch wird so im Speicher eines Computernetzwerkes weiterexistieren, „während die biologische Menschheit langsam ausstirbt.“¹⁸ Ganz in diesem Sinne äußert sich auch *Raymond Kurzweil*, ein weiterer, führender Posthumanist. Er ist der Auffassung, dass bis zum Jahr 2099 fast alle Menschen nur noch als unsterbliche, virtuelle Simulationen existieren werden. Ihre biologische Bedingtheit werden sie dann überwunden haben¹⁹.

Eine gruselige Vorstellung! Die Schere zwischen arm und reich -, um nur auf eines von vielen Problemen hinzuweisen -, ist national und global bereits erschreckend groß, vor allem im Verhältnis der Industrienationen zur „Dritten Welt“.²⁰ Würden die Visionen dieser Enthusiasten unter den Posthumanisten Wirklichkeit, so würde sich die Menschheit spalten in die verbleibenden Erdenwesen einerseits und die virtuellen Übermenschen auf der anderen Seite. Es würde nicht möglich sein, Milliarden von Menschen durch komplizierte Scan-Vorgänge auf eine virtuelle Ebene zu heben. Das bliebe einer kleinen Elite vorbehalten, die dann in olympischer Gelassenheit ihre schwerelose Existenz feiern könnte, während die verblieben Erdenwesen sich weiterhin bemühen müssten, die Werte der Aufklärung, nämlich Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit, annähernd zu verwirklichen und sich um die Weiterexistenz einer lebenswerten Erde zu kümmern.

Aus einem Gespräch zwischen Nana, der Protagonistin, und ihrem Freund Max in meiner Erzählung „Der parallele Himmel“:

„Aryan“ (der Leiter der posthumanistischen Forschergruppe) „sagt, es wird sogar möglich sein, die Toten zu erwecken. Das sei nur ein mathematisches Problem. Denn alles, was in unsere

¹⁸ *Krüger, O.* Die Vervollkommnung des Menschen, Tod und Unsterblichkeit im Posthumanismus und Transhumanismus, https://www.academia.edu/30225496/Die_Vervollkommnung_des_Menschen_Tod_und_Unsterblichkeit_im_Posthumanismus_und_Transhumanismus_In_Eurozine_16_08_2007_E_Journal_S.2. (17.3.2021)

¹⁹ *Kurzweil, R.* Homo sapiens. Leben im 21. Jahrhundert. Was bleibt vom Menschen?, Köln 1999, S. 277 ff. (zit. bei *Krüger, O.* wie FN 18, S. 3)

²⁰ Vgl. dazu den aktuellen Oxfam- Bericht 2021 Corona verschärft soziale Ungleichheit, z.B. in www.br.de/nachrichten/meldungen/oxfam-bericht-corona-verschaerft-soziale-ungleichheit-100.html

Gegenwart geführt hat, lässt sich rekonstruieren aus ein paar DNA- Schnipseln, und mit ein paar Ausgangsdaten lässt sich das zurückrechnen und erfassen.“²¹

„Um Gottes willen“, entfährt es Max, „dann kommen sie alle wieder, Hitler, Stalin, Pol Pot, all die großen Verbrecher der Geschichte. Und die Frage wird sich stellen: Wer erweckt wen? Wer entscheidet das? Wer darf und wer nicht?“

Nana wirkt verunsichert, sagt aber dann:

„Jeder, jeder kann kommen, geläutert durch die Zeit. Die Zeit wirkt wie ein Fegefeuer. Und das“, – jetzt wirkt sie geradezu erleichtert- „das entspricht doch sogar dem Christentum und dem Judentum und dem Islam.

Und außerdem, dann könnten auch die Guten wiederkommen, Goethe und Mozart und Beethoven!“

Und Max hält dagegen:

„Meinst du, dass die ihre Werke geschaffen hätten ohne den Tod?“

An dieser Stelle zeigt sich nach der Geschichte von der Vertreibung aus dem Paradies ein weiteres Mal die Nähe zu religiösen Auffassungen, d.h. in diesem Falle zur katholischen Position, (a. A. die protestantische): Das Fegefeuer als ein Zeitraum der Läuterung vor dem Eintritt in ein ewiges Leben²².

²¹ Vgl. *Tipler, Frank, The physics of Immortality, Modern Cosmology, God and the Resurrection of the Death, New York 1945, S. 1: "I shall show exactly how physics will permit the resurrection to eternal life of everyone who has lived, is living and will live."*, zit. bei *Krüger, S. 259.*

²² Das Fegefeuer (lat. *purgatorium*) wurde auf den Konzilien von Lyon (1245 und 1274) und Ferrara-Florenz (1439) theologisch kanonisiert, *Doering-Manteuffel, Sabine, Okkultismus, Mchn. 2019?, S. 66.* Dazu eine amüsante Episode aus dem Abschnitt *Volksglaube: An Allerseelen* (2. November) bereitete man in der Oberpfalz den verstorbenen Seelen bestimmte Speisen zu, bat sie mit zu Tisch, da sie an Allerseelen Ausgang aus dem Fegefeuer hatten, zum einen, damit sie sich kurzzeitig von den Qualen erholen konnten, zum anderen, weil das Fegefeuer an diesem Tag „geweißelt“, d.h. frisch gestrichen werden musste.

2.2.2.2 Systematische Übersicht

Wenn wir nun versuchen, eine gewisse Systematik in die weit verzweigten, sich zum Teil überschneidenden, zum Teil inhaltlich voneinander abweichenden Positionen zu bringen²³, so besteht eine Möglichkeit darin, die gesamten posthumanistischen Bestrebungen in zwei Gruppen zu unterteilen:

1. Kosmologischer Posthumanismus mit den Vertretern Frank Tipler und Teilhard de Chardin und
2. Technologischer Posthumanismus mit Vertretern wie Hans Moravec und Ray Kurzweil²⁴.

Zu 1. Kosmologischer Posthumanismus

Beginnen wir mit dem US- Mathematiker und Physiker *Frank J. Tipler*:²⁵

Sein Hauptanliegen war und ist es, die wesentliche Übereinstimmung wissenschaftlicher Erkenntnisse mit religiösen Positionen auf seiner Meinung nach streng wissenschaftlichem Wege zu beweisen. Berühmt wurde er durch sein Buch „Die Physik der Unsterblichkeit“ 1995. Seiner darin entworfenen Kosmologie liegt die Annahme eines geschlossenen Universums zugrunde, also die These, dass es sich nicht unendlich ausdehnt, sondern sich (durch die Schwerkraft der Materie) in Milliarden von Jahren wieder zusammenziehen wird, um in einem Punkt Omega sein Ende zu erreichen²⁶. Diesen Punkt Omega, diese „finale Singularität“, wie er ihn auch nennt, setzt er gleich mit Gott. Seine Nähe zu anderen Posthumanisten zeigt sich deutlich in seiner Überzeugung, dass die Menschheit dieses Paradies nur erreichen wird in einer virtuellen (also nicht mehr biologischen) Existenzform in einem gigantischen Computer.

Auf den ersten Blick überraschend spielt in diesem Zusammenhang auch der französische Jesuit, Paläontologe, Anthropologe und Philosoph *Pierre Teilhard de Chardin* (*Jahrgang 1881*)²⁷ eine bedeutsame Rolle. Auch er versucht die Gegensätze zwischen Religion und Wissenschaft aufzuheben und so eine gedankliche Überwindung des Geist- Materie Dualismus zu erreichen. Nach seiner Auffassung ist das Leben aus verschiedenen materiellen Vorstufen hervorgegangen, hat so die Biosphäre erreicht und schreitet über den Menschen fort in die geistige, die sog. Noosphäre. Die Noosphäre ist nach T. de Chardin die letzte Etappe der kosmischen Evolution, eine sich selbst entfaltende Wirklichkeit, die zu einer Mitte hin tendiert, zu einem „hyper- personalen

²³ Wie weit verzweigt die posthumanistische Literatur ist, zeigt sich z.B. schon an dem 36 Seiten umfassenden Quellenverzeichnis bei Oliver Krüger (S. 429 – 464).

²⁴ Anders z.B. *Krüger*, der Tipler auch zu den technologischen Vertretern rechnet, S. 423.

²⁵ Geb. 1947 in Andalusia, Alabama.

²⁶ Vgl. dazu Ken Wilbers *Halbzeit der Evolution. Wir sind bereits auf dem Rückweg, auf dem Heimweg zu unserem Ursprung.*

²⁷ Geb. 1881 in Sarcenat, gest. 1955 in New York. Sein Hauptwerk *Le phénomène humain*, deutsch: *Der Mensch im Kosmos* stammt aus dem Jahr 1940.

Zentrum“, letztlich zu Gott. Lange vor Tipler verwendet auch Teilhard de *Chardin* den Begriff des Omega²⁸ als den End- und Zielpunkt der Evolution, ausgehend von der Bibelstelle: „Ich bin das Alpha und das Omega, der Erste und der Letzte, der Anfang und das Ende.“, Offenbarung 22,13.

Zu 2. Technologischer Posthumanismus

*Hans Moravec*²⁹

Der oben schon erwähnte österreichisch-kanadische Wissenschaftler (in der Literatur wird er bisweilen als „Robotiker“ bezeichnet) wurde berühmt vor allem durch sein Buch *Computer übernehmen die Macht* (1999; englisch 1998). Als erster Wissenschaftler formulierte er schon Ende der achtziger Jahre (1988) die technische Möglichkeit der Unsterblichkeit in der Virtualität. Der Mensch wird nach seiner Zukunftsvision als virtuelle Simulation im Speicher eines Computers seine unendliche Fortexistenz sichern, „während die biologische Menschheit allmählich ausstirbt.“³⁰ Auf seine Beschreibung eines Scenvorganges, also die vollständige Übertragung menschlicher Eigenschaften auf einen Datenträger, habe ich oben schon hingewiesen. Von vielen Wissenschaftlern in der KI- Forschung werden seine futuristischen Prophezeiungen als haltlose Spekulationen zurückgewiesen³¹.

*Ray Kurzweil*³²

Auch von ihm war oben schon die Rede. Er hat sich von den erwähnten Posthumanisten am intensivsten mit der praktischen Entwicklung von Künstlicher Intelligenz auseinandergesetzt. Er hat mehrere Firmen in der Informationstechnologie gegründet. Es gelang ihm, durchaus nützliche Innovationen zu entwickeln, u.a. die Lesemaschine für Blinde, Spracherkennungsprogramme, Computerprogramme für Kompositionen, Software für Keyboards u.a. 2012 wurde er zum Director of Engineering des Google Konzerns berufen. Zahlreiche Auszeichnungen begleiten seine berufliche Karriere, u.a. 20 Ehrendoktorwürden! Er betont immer wieder, dass er selbst den heilsgeschichtlichen Punkt erreichen möchte, „an dem die technische Unsterblichkeit verfügbar sein soll.“³³

²⁸ Möglicherweise hat *Tipler* von ihm diesen Zentralterminus übernommen. Belege sind in seinem Hauptwerk, *Die Physik der Unsterblichkeit* nicht zu finden (weder im LitVerz. noch im Personen- und Sachregister).

²⁹ Geb. 1948 in Kautzen, Österreich.

³⁰ *Krüger*, S. 132.

³¹ *Krüger*, S. 132.

³² Geb. 1948 in Queens, New York City.

³³ *Krüger*, S. 134.

Der Dataismus

Für Dataisten ist der homo sapiens ein „obsoleter Algorithmus“. Worin, so stellen sie die provokante Frage, besteht denn der Vorzug des Menschen gegenüber Hühnern? Doch nur darin, dass er mehr Daten aufnehmen und verarbeiten kann. Nun gibt es aber bereits Maschinen, die dem Menschen hinsichtlich der Datenerfassung- und -verarbeitung bei weitem überlegen sind. Die weltweite Datenvernetzung wird weiter fortschreiten und sich zu einem allwissenden, geradezu göttlichen Gebilde entwickeln. Diesem Ziel zu dienen, fordern Dataisten von jedem einzelnen. Menschliche Erfahrungen haben nur einen Wert, wenn sie dem „Internet aller Dinge“ zur Verfügung gestellt werden. Wenn wir Google und Facebook erlauben, all unsere E-Mails zu lesen, all unsere Chats und Nachrichten zu überwachen und all unsere Likes und Klicks zu speichern, dann kann uns der große Algorithmus des „Internets aller Dinge“ sagen, wen wir heiraten sollen, welche berufliche Laufbahn wir einschlagen und ob wir einen Krieg anzetteln sollen³⁴. Der Tod, um auch das festzuhalten, ist für überzeugte Dataisten nichts anderes, als ein Zustand, in dem keine Information mehr fließt. „Deshalb gilt dem Dataismus die Freiheit der Information als höchstes aller Güter.“³⁵

3 Religiöse Parallelen

Je mehr man sich in den Posthumanismus vertieft, ausgehend zunächst von der Annahme, es handele sich um eine lediglich technologische Strömung, ich möchte fast sagen: um eine Spielerei von Computer- und Roboterfreaks, umso verblüffter wird man, wenn man so nach und nach all die Parallelen zu religiösen Positionen erkennt.

Zunächst ist ja einmal festzuhalten, dass es auch aus religiöser Sicht nichts Verwerfliches ist, den Tod überwinden zu wollen. Auch im Christentum wird er als „letzter Feind“ betrachtet, den es zu überwinden gilt³⁶. Und in der Heilsgeschichte finden wir als Paradebeispiel die Auferstehung und die Himmelfahrt Jesu nach seinem irdischen Tod, also seine Rückkehr aus der Materie in eine geistig- virtuelle Welt³⁷.

Auch die Vorstellung einzelner Posthumanisten von einem Ende der Welt in einem Punkt Omega ist vergleichbar der christlichen Lehre von den letzten Dingen (der Eschatologie). Und der Traum

³⁴ Harari, *Homo Deus*, S. 497 ff. (S. 516, 531).

³⁵ Harari, wie Fußn. 32, S. 517.

³⁶ Vgl. Apostel *Paulus*, 1. Korinther 15, 26.

³⁷ Zu beachten ist, dass nach christlicher Dogmatik auch der Leib auferstehen wird, wenngleich als „Lichtleib“ in einer vergeistigten Form.

Persönliche Notiz: Bild im Musée Unterlinden, Colmar, mit Magdalena und dem auferstandenen Christus, Titel „Noli me tangere“. Sehnsucht, Abschiedsschmerz, Zärtlichkeit, Maler?

vom ewigen Weiterleben in einer Daten sammelnden und erhaltenden Cloud entspricht der christlichen Lehre von der Existenz eines überweltlichen Himmels.

Die Übertragung persönlicher Daten in Computernetzwerke, die einerseits abgegriffen, andererseits bereitwillig zur Verfügung gestellt werden, erinnert an die Praktik der Ohrenbeichte in der katholischen Kirche. Die Hingabe von Daten heute an einen allwissenden Datenmoloch ist durchaus dem Wissenstransfer vergangener Tage vergleichbar, dem Transfer intimster Daten über den Priester zum Bischof und hoch zum Papst und noch weiter hoch zum lieben Gott, der alles hört und sieht und es in einem großen Buch sammelt. Die Speicherung dieser Daten zur Unterscheidung von guten und schlechten Taten ist ja Voraussetzung für das Weltgericht am Ende der Zeit, um die Guten in den Himmel, die Bösen in die Hölle verbannen zu können.

Erinnert werden wir in diesem Zusammenhang auch an die sogenannte „Akasha- Chronik“. In Teilen der Esoterik, insbesondere in der von Rudolf *Steiner* vertretenen Richtung, aber auch schon im Neuplatonismus wird diese Chronik als ein virtuelles Weltgedächtnis betrachtet. Damit verbunden ist die Vorstellung, in dieser Chronik in einer übersinnlichen Schau wie in einem Buch lesen und Vergangenes erfahren zu können.

4 Zusammenfassung und Ausblick

4.1 Kritik posthumanistischer Positionen

4.1.1 Der Mensch in seiner aktuellen Daseinsform wird gegenüber immer perfekteren Computern und Robotern als defizitäres Wesen betrachtet. Denken Sie an Schachcomputer, die Schachgroßmeister besiegen oder an komponierende Computer, die z.B. im Stile eines Beethoven komponieren und das in einer Weise, dass selbst Fachleute sich nicht immer sicher sind, ob die ihnen vorgelegten Kompositionen als computergeneriert oder als menschengemachte Originale einzuordnen sind. Ganz abgesehen von den mathematischen Rechnerleistungen, die das menschliche Vermögen weit übertreffen.

Diese Reduktion des menschlichen Wesens auf eine informationsverarbeitende Maschine greift zu kurz. Der Mensch ist viel mehr. Der Mensch ist nicht wie eine Maschine auf einen einzigen Zweck hin determiniert. Anders als die Maschine ist er ein offenes Wesen, frei und offen für eine Vielzahl sozialer Beziehungen und Möglichkeiten, immer in Bewegung, immer auf der Suche nach Identität und Sinndeutung. Diese Fülle, zu der auch die Möglichkeit des Irrs gehört, ist eine Tatsache und ein Wert, den meines Erachtens kein Computerprogramm jemals erreichen wird. „Begreifen wir das Menschsein (dagegen) als offene Frage, als Wagnis, dann sind Menschen keine Mängelwesen, sondern freie Naturen in (einer d.V.) Fülle von Möglichkeiten, die dem deterministischen Drang der Kybernetik nach totaler ökonomischer und sozialer Kontrolle entgegengesetzt sind.“³⁸

³⁸ *Krüger*, S. 425.

4.1.2 Posthumanisten, soweit ich mit ihren Schriften in Berührung gekommen bin, sind trotz ihres Strebens nach Vervollkommnung des Menschen keine Eugeniker und keine Rassenideologen. Das sei vorweg betont. Aber ihr Bestreben läuft dennoch auf die Kreation eines Übermenschen hinaus, der sich vom Rest einer im Biologischen verharrenden Menschheit absondern will. Und die Rede vom Übermenschen, also allein dieser Begriff, erzeugt Furcht und Schrecken, nicht nur seit Nietzsche, sondern vor allem im Rückblick auf die Rassenideologie der Nationalsozialisten.

4.1.3 Die Absonderung vom biologischen Menschsein, vom „biologischen Vorspiel“ hin zum noetischen Menschen in virtueller Form, sollte sie gelingen, würde das sicher nur einer kleinen Elite vorbehalten sein. Es ist nicht vorstellbar, Geist und Seele von acht Milliarden Menschen zu scannen und in eine virtuelle Form zu bringen. Das heißt, die ohnehin bestehende soziale Kluft würde unüberbrückbar werden. Die Elite würde in olympischen Sphären schweben, der große Rest der Menschheit würde sich weiter um die menschlichen Probleme, den Hunger in der Welt, die Klimakatastrophe und ähnliche „Nichtigkeiten“ kümmern müssen.

4.1.4 Und dann frage ich mich: Was soll denn das mit dem ewigen Leben in einem riesigen Computer, in einer Cloud. Wir, die wir Tag für Tag mit unseren PCs zu kämpfen haben, wissen, wie verwundbar und anfällig diese Technologie ist und bleiben wird. Nicht nur im persönlich Kleinen, auch im Großen, im weltweiten Netz, in der Welt der Wirtschaft, der Staaten, der Geheimdienste usw., zeigt sich die Anfälligkeit der computervernetzten Welt für Hackerangriffe, Wahlmanipulationen, Lahmlegen von Krankenhäusern, Störung der Energieversorgung usw. Wie könnte man sich da als virtueller Mensch in einer Cloud sicher fühlen. Um wieviel leichter als ein biologisches wäre es doch, ein virtuelles Leben auszulöschen³⁹.

4.2 Akzeptanz des Todes

Der Tod kommt nicht erst am Ende des Lebens. Er begleitet uns von Geburt an. Wir sollten versuchen, uns mit ihm arrangieren. Dazu gibt es verschiedene Möglichkeiten.

4.2.1 Perspektivwechsel

³⁹ Zur Klarstellung: Eine Cloud ist keine Wolke, in der unsere Daten in „himmlischer Weise“ gesichert sind. Sie lagern vielmehr in riesigen Daten-Centern, von denen Europas größtes am 10.03.2021 in Straßburg abgebrannt ist. Dabei kam es in vielen Fällen zu irreversiblen Datenverlusten. S. dazu z. B. *Schubert, Christian*, in: <https://www.faz.net/aktuell/wirtschaft/digitec/frankreich-feuer-bei-groesstem-cloud-anbieter-europas-ausgebrochen-17237695.html> (15.3.2021).

Zur Naivität einer posthumanistischen Hoffnung auf eine ewige Existenz in einem Computer angesichts der „digitalen Obsoleszenz“, s. *Krüger*, S. 352.

Anstatt den Tod vom Leben aus wie ein Schreckgespenst zu betrachten, schlägt Francois *Cheng*, ein chinesisch-französischer Philosoph und Dichter, vor, umgekehrt vom Tod aus auf das Leben zu schauen. Wir sollten aufhören, unser Leben als Gefängnisaufenthalt eines zum Tode Verurteilten zu empfinden, dessen Hinrichtung immer wieder verschoben wird⁴⁰. Wir sollten den Tod in unsere Weltsicht eingliedern (nicht auf ihn starren wie das Kaninchen auf die Schlange) und jeden Tag das Leben als ein Geschenk von unschätzbbarer Großzügigkeit empfinden. „Es erscheint paradox: Indem man den Tod vom Leben ausschließt, bringt man sich um ein vollständiges Leben, und indem man ihn darin aufnimmt, erweitert und bereichert man sein Leben.“⁴¹

4.2.2 Der kleine und der große Tod bei Rilke (Eventuell weglassen)

Über die Städter schreibt *Rilke* (1902!):

Sie gehen umher, entwürdigt durch die Müh,
sinnlosen Dingen ohne Mut zu dienen,
.....
Sie sind gegeben unter hundert Quäler.
und, angeschrien von jeder Stunde Schlag,
kreisen sie einsam um Hospitäler
und warten angstvoll auf den Einlaßtag.

Dort ist der Tod. Nicht jener, dessen Grüße
sie in der Kindheit wundersam gestreift,-
der kleine Tod, wie man ihn dort begreift;
ihr eigener hängt grün und ohne Süße
wie eine Frucht in ihnen, die nicht reift.

O Herr, gib jedem seinen eigenen Tod.
Das Sterben, das aus jenem Leben geht,
darin er Liebe hatte, Sinn und Not.

Denn wir sind nur die Schale und das Blatt.
Der große Tod, den jeder in sich hat,
darin ist Frucht, um die sich alles dreht.

.....⁴²

So gesehen ist der große Tod die Frucht des Lebens, der rundende Abschluss, ganz anders als z. B. bei *Sartre*, der den Tod in jedem Fall als nicht harmonisches, absurdes Ereignis qualifiziert⁴³.

⁴⁰ Francois *Cheng*, Fünf Meditationen über den Tod und über das Leben, Mchn. 2015, S. 22.

⁴¹ ETTY *Hillesum*, Das denkende Herz der Baracke. Die Tagebücher 1941-1943, Freiburg i. B. u.a. 2014, zit. bei *Cheng*, wie Fußn. 39, S. 38.

⁴² *Rilke*, Rainer Maria, Das Buch von der Armut und vom Tode, in: Die Gedichte, Insel TB, Frankfurt/Main 1998, S. 292, 293.

⁴³ *Sartre*, Das Sein und das Nichts, Reinbek bei Hamburg 1993, S. 914 ff.

4.2.3 Schluss

Wir können festhalten, dass der technologische Posthumanismus seine Versprechungen von einem Leben in einem parallelen Himmel nicht einlösen kann. Das ist einerseits beruhigend, verpflichtet uns aber umso mehr, unsere Bemühungen um eine Lösung der diesseitigen Weltprobleme zu verstärken. Einen guten Strategieansatz bietet hierzu die von allen Mitgliedsstaaten der UNO im Jahre 2015 verabschiedete Agenda 2030 mit ihren 17 ökonomischen, sozialen und ökologischen Zielen⁴⁴.

Was den kosmologischen Posthumanismus betrifft, so kann diese Strömung Anregungen bieten, sich gedanklich in die Probleme des Menschseins zu vertiefen, die Reise nachzuverfolgen, auf der sich der einzelne und die Menschheit im Ganzen befinden. Vor allem die Lektüre T. de *Chardins* „Der Mensch im Kosmos“ kann hier als ein lohnender Leitfaden dienen.

Und nun folgt die Erzählung „Der parallele Himmel“⁴⁵

⁴⁴ https://www.bmz.de/de/themen/2030_agenda/index.html; Einzelheiten dazu s. *Grimm*, Nachhaltigkeit und Bewusstsein, 2021, in: <https://www.christiangrimm.com/Veröffentlichungen/Essays>.

⁴⁵ <http://www.christiangrimm.com/Veröffentlichungen/Erzählungen>.

Der parallele Himmel

Eine Erzählung

Christian Grimm

“so long as there is death no one is free”
 FM- 2030 (Fereidoun M. Esfandiary)⁴⁶

Nachdem Adam und Eva vom Baum der Erkenntnis gegessen hatten, sprach Gott der Herr: „Siehe, der Mensch ist geworden wie unsereiner und weiß, was gut und böse ist. Nun aber, dass er nur nicht ausstrecke seine Hand und breche auch von dem Baume des Lebens und esse und lebe ewiglich! Da wies ihn Gott der Herr aus dem Garten Eden...“

1

Er steigt eine Station früher aus. Der Busfahrer schaut ihn fragend an. Doch, doch, er will den letzten Kilometer zu Fuß gehen trotz des schweren Rucksacks. Er biegt von der Hauptstraße ab, linker Hand ein Wäldchen, er geht hinaus auf den Kamm, links unten im Rottal die Kreisstadt, rechts im Altbachtal Triftern. An manchen Tagen, das weiß er noch aus seiner Jugendzeit, kann man von hier aus im Osten den Bayerischen Wald und im Süden die Alpen sehen. Jetzt blickt er hinunter auf die stattliche Kirche mit ihrer mächtigen Barockzwiebel, auf die Häuser des Marktes, dahinter die Neubauviertel, ein Blick auf Ausdehnung und Prosperität, wie es scheint. Dann aber erreicht er den Markt. Dienstag, 14.00 Uhr, kein Mensch auf der Straße. Die kleinen Geschäfte, der Kramer, der Friseur, der Elektroladen, der Eisenwarenhändler, der Schneider, es gibt sie nicht mehr. Über der ehemaligen Metzgerei hängt das Schild eines Beerdigungsinstituts. Zwölf Wirtshäuser hatten hier ihr Auskommen in seiner Jugendzeit, zwei Brauereien bei nicht einmal zweitausend Einwohnern damals, heute ein Pakistani und, nur an den Wochenenden geöffnet, ein Grieche im ehemaligen Hofwirt.

Nana wird später zu ihm sagen: „Wie eine Schlange sich häutet und ihre alte Haut zurücklässt, so läuft das auch bei uns ab. Deine Welt, die du Heimat nennst, der Wirtshausstammtisch, die Kirchenglocken, der Schützenverein, all das nostalgische Zeug haben wir schon lange abgelegt. Wir sind auf einer höheren Ebene angekommen, einer geistigen, immateriellen. Und dein Dorf da unten vertrocknet, raschelt nur noch wie ein dürres Blatt.“

Und er wird ihr entgegnen: „Spar dir deinen Zynismus und deine urbane Überheblichkeit! Es geht um mehr als den Wirtshausstammtisch und den Schützenverein. Es geht um eine ganze Lebensart, die hier zu Grunde geht.“

Er verlässt den Markt. Keine Chance, irgendwo einzukehren auf ein Bier oder einen Kaffee. Am Ortsausgang ein Billigsupermarkt. Dort versorgt er sich mit Lebensmitteln und zwei Flaschen Wein. Er geht Richtung Kößlarn den Kaufländener Berg hinauf. Dort oben, abseits der Staatsstraße, hat

⁴⁶ Gestorben 2000 an einem Pankreas Tumor, eingefroren in Scottsdale, Arizona; soll aufgetaut werden 2030.

er sich eingemietet, in einem ehemaligen Bauernhof, den jetzt eine Gruppe junger Leute bewohnt. Im Internet hat er das Angebot gefunden. In einem kleinen Nebengebäude kann er bleiben, solange er will.

Als er den Hof betritt, begrüßt ihn eine junge Frau. Ihre violett gefärbten, kurz geschnittenen Haare bemerkt er zuerst, und dann ihre dunklen, lebhaften Augen. „Willkommen“, sagt sie und lächelt ihn an. „Ich bin Nana, ich arbeite und wohne hier mit drei Kollegen. Und du? Du bist wohl der neue Untermieter?“ Er nickt, „Max“, sagt er und ergreift ihre ausgestreckte Hand. „Willkommen“, lacht sie, „willkommen am Ende der Welt!“

Sie weist auf ein kleines Gebäude rechts neben dem Haupthaus. „War früher das Austragshaus“, sagt sie. „Unten im Erdgeschoß ist ein Lagerraum mit lauter altem Gerümpel, rostigem Zeug, daneben eine verstaubte Werkstatt. Darüber liegt deine Wohnung. Einfach die Holztreppe hoch, dann rechts der Eingang. Die alte Therese, die hier putzt, war gestern da und hat alles hergerichtet. Also mach es dir gemütlich da oben. Der Schlüssel steckt außen im Schloss.“ Sie dreht sich um und geht nach links in ein großes, längliches Brettergebäude, das in einem rechten Winkel zum Haupthaus steht. Früher war es wahrscheinlich die Scheune des Anwesens. Jetzt aber macht es einen modernen Eindruck, wirkt frisch renoviert, sieht eher aus wie ein Seminargebäude, die Bretter neu, hellgrau gestrichen, vier bodenlange Fenster dazwischen. Nana winkt kurz zurück, öffnet die Tür, für einen Augenblick vernimmt er die Stimme eines Mannes, kurz nur, aber irgendwie selbstsicher, dozierend, fast arrogant. Auf der Westseite des Hauptgebäudes fällt ihm eine große Satellitenschüssel auf. Irgendwie komisch, denkt er. Irgendwie passt das alles nicht zusammen.

2

Am Abend klopft Nana an seine Tür, nimmt ihn mit ins Haupthaus, lädt ihn ein im Namen der Gruppe, mit ihnen zu Abend zu essen. Bei dieser Gelegenheit könne man sich vorstellen und ein wenig näher kennenlernen.

Am Kopfende des Esstisches sitzt ein Mann, dunkler Typ, Inder vielleicht, geschätzt Mitte vierzig, erhebt sich bei Max' Eintreten, groß, hager, streckt ihm die Hand hin, eine knochenharte Hand, wie Max feststellt. „Das ist Aryan, unser Boss“, sagt Nana. Aryan lächelt dünn, sagt zu ihr: „'Boss'“, das Wort mag ich nicht.“ und zu Max gewandt: „Wir sind ein Team. Arbeiten gemeinsam. Keine Hierarchie.“ Er setzt sich wieder. Der Platz rechts von ihm ist leer, anscheinend für Nana bestimmt, daneben ein Mann, etwas rundlich, weich, Max schätzt ihn um die dreißig, Liam heißt er, US Amerikaner, wie Nana erläutert. Links von Aryan sitzt ein junger Mann. „Ich bin Jakob“,

sagt dieser. Er wirkt sehr jung, Mitte zwanzig höchstens, glattes, kindliches Gesicht, schwarze Locken, große dunkle Augen, er lächelt Max an, der einzige, der hier wirklich lächelt. Neben seiner eigentlichen Arbeit ist er der Koch hier und verantwortlich für den scharf gewürzten Gemüseintopf auf dem Tisch.

Was für eine Art von Arbeit das sei, die sie hier in dieser Einöde leisten, fragt Max.

„Weiterentwicklung künstlicher Intelligenzformen“, erhält er zur Antwort. Und Aryan stellt die Gegenfrage, was ihn hierher verschlagen habe. „Meine Heimat“, gibt Max zur Antwort. „Ich bin hier geboren und groß geworden, habe hier gelebt bis zum Abitur.“ Und jetzt, warum jetzt wieder hier? „Lange Geschichte“, sagt Max, „nehmt es mir nicht übel, ich nenn nur ein paar Stichpunkte: Philosophiestudium, abgebrochen vor langer Zeit, dann Grafiker mal hier mal da, zuletzt bei einem Politmagazin, schließlich Burnout, Jobverlust, Beziehung im Eimer, Neuorientierung.“

„Aha“, sagt Nana und nickt verständnisvoll. „Erholen kannst du dich hier, keine Frage.“ Woher sie komme, fragt Max zurück. „Stadtkind“, erwidert sie, „absolutes Stadtkind. München Haidhausen. Hat ja auch beinahe einen ländlichen Touch, familiär fast die Cafés und die Kneipen, aber hier, mein Gott, absolut tote Hose.“ Aryan räuspert sich. „Ist ja wahr“, meint sie ein wenig schnippisch. Nach dem Essen räumen sie gemeinsam ab, auch Max hilft mit, nur Aryan verdrückt sich hinüber in die Scheune, hat noch zu arbeiten.

Nana begleitet Max hinaus auf den Hof. Im Osten, hinter einer weiten Wiesenfläche, taucht ein großer Mond über den Bäumen auf. „Beinahe Vollmond“, meint sie, „ist ja schön, geb´ ich zu, hat schon was, geht mir trotzdem auf die Nerven. Ich spür ihn schon den ganzen Tag.“

„Wie macht sich das bemerkbar?“, fragt Max, bereut im selben Augenblick die Frage, ist vielleicht zu intim. Aber sie antwortet, ohne pikiert zu wirken:

„Schwer zu beschreiben. Unruhig, reizbar, traurig.“

„Ich merk da nichts“, sagt Max und schüttelt den Kopf.

Nana seufzt. „Ist halt so. Trifft halt mehr die Frauen.“

Sie schauen noch eine Weile auf den aufsteigenden Mond und wundern sich, dass sie es irgendwie genießen, so neben einander zu stehen.

3

Max´ Wohnung besteht aus zwei Zimmern: einer Wohnküche und einem Schlafzimmer. Dazu ein kleines Bad mit Toilette, Waschbecken und einer alten, riesengroßen Badewanne. In einer Ecke der Wohnküche steht vor einer Eckbank ein quadratischer Tisch mit einer schweren Eichenholzplatte, dazu zwei rohgezimmerte Holzstühle an den freien Seiten. Über dem Tisch eine

bescheidene Lampe an einer etwas ausgefranstem Kordel. An der Wand dahinter, im Winkel über der Eckbank ein kleines Podest mit einer Vase und vergilbten Plastikblumen, darüber ein Kruzifix. Der gegenüber liegende Küchenteil ist neu. Ein Elektroherd mit vier Platten, ein Ausguss, eine Spülmaschine, zwei Hängeschränke, ein Wandregal, alles, wie es scheint, von Ikea. Zwei kleine Fenster gehen nach Osten hinaus auf die weite Wiesenfläche mit dem Wald dahinter.

Jetzt, Mitte August, kippt der Sommer. Es beginnt damit, dass die Vogelbeeren rot werden. Lange bevor sich die Blätter der Bäume verfärben, röten sich die Vogelbeeren. Erst danach kommen die Birken und später dann die Buchen.

Max nützt die milder werdenden Sonnentage und wandert tagelang durch die Landschaft, die sich allmählich verändert. Die letzten Felder sind abgeerntet, nur der Mais steht noch und raschelt im Ostwind, das Grün der Wiesen und Weiden wird stumpfer. Er durchstreift Wälder, Bachtäler, vorbei an Jugenderinnerungen, auf und ab durch die Hügel, die gegen Abend schon eintauchen in einen milchig blauen Dunst.

Nana und ihre Kollegen sitzen Tag für Tag in der Scheune. Wenn er vorbeigeht, sieht er sie an ihren Computern arbeiten. Manchmal steht Aryan vor den andern, scheint zu dozieren und mit großen Gesten auf sie einzureden. Allmählich wird Max neugierig. Ziemlich genau von 12 bis 13 Uhr machen sie Mittagspause. Eine Viertelstunde vor Ende schlendert Nana auf die Ostseite seines Austragshauses und raucht eine. Dort sieht sie keiner, nur Max, wenn er zu Hause ist, das Fenster über ihr öffnet und auf ihre violetten Haare hinunterblickt.

„Darf wohl keiner sehen“, fragt er sie beim ersten Mal. Und sie sieht zu ihm hoch, zuckt mit den Schultern. „Eigentlich ist es mir ja egal. Aber Aryan macht dann immer ein Theater. Und das brauch ich nicht unbedingt.“

„Geht ihn das doch nichts an, oder“, meint Max und schnuppert in den hochsteigenden Rauch. „Riech ich gerne. Von mir aus darfst du jeden Tag hierher kommen.“

„Sehr gnädig“, lacht Nana und kommt tatsächlich auch in den nächsten Mittagspausen.

Nach ein paar Tagen sagt sie: „Allmählich geht mir das auf die Nerven, immer zu dir hochschauen zu müssen. Komm doch runter, ich hab schon Nackenstarre.“

Da geht er nach unten, und obwohl er sich geschworen hat, das Rauchen nicht mehr anzufangen, nimmt er die angebotene Zigarette und raucht mit, bemüht sich aber, nicht zu inhalieren.

„Woran arbeitet ihr denn den ganzen Tag“, fragt er bei dieser Gelegenheit.

„Hat dir Aryan doch schon gesagt. So etwas wie künstliche Intelligenz.“

„Geht's vielleicht auch etwas genauer?“

„Schon, aber nicht in zehn Minuten.“

„Was hältst du von einem Spaziergang?“, fragt er. „Heute nach dem Abendessen?“

Nana nickt.

4

Sie gehen über die frisch gemähte Wiese hinüber zum Wald. Schon am frühen Morgen, kurz nach Sonnenaufgang, war der Bauer dagewesen und hatte die Wiese gemäht, und der Geruch von frischem Gras und Dieselabgasen war zu Max ins Zimmer geschwappt. Der Dieselgeruch hatte sich nach dem Ende der Mahd rasch verflüchtigt, aber der Duft des frischen Grases hing den ganzen Tag über in der Luft, auch jetzt noch am Abend. Die Sonne steht schon tief in ihrem Rücken. Die Kiefernstämme drüben am Waldrand glühen rot. Max und Nanas lange Schatten gleiten ihnen voraus. Manchmal berühren sie sich, tauchen ineinander. Zwischen zwei Stämmen leuchtet ein Jägerstand, das Holz etwas verwittert, mit feinen graugrünen Flechten bedeckt. Max rüttelt an den senkrechten Stangen. „Stabil“, stellt er fest. Dann klettern sie hinauf, erst er, dann Nana. Beide schlank, finden locker nebeneinander Platz auf dem Hochsitz.

„Du willst also wissen, woran wir arbeiten“, beginnt Nana, stockt dann aber, zeigt nach Westen und sagt: „Lass uns erst zusehen, wie die Sonne untergeht. Sonnenuntergänge haben“, sie sucht nach passenden Worten, „sie haben so etwas wunderbar Schmerzhaftes an sich. Jedes Mal so ein sanftes Verlöschen, jedes Mal ein Abschied, aber, und das ist das Schöne daran, man weiß, sie wird ja wiederkommen.“

Ihre Schultern berühren sich. Max registriert es, Nana scheint es nicht zu bemerken. Langsam versinkt die Sonne in den Bäumen hinter dem Gehöft. Erst als sie ganz hinter den schwarzen Baumspitzen versunken ist, räuspert sich Nana und beginnt:

„Wir arbeiten für ein Unternehmen in den USA. Aryan hat es ja schon kurz erwähnt, künstliche Intelligenz, also die Entwicklung von immer komplexeren Algorithmen, von immer intelligenteren Robotern. Das ist das Kerngeschäft unserer Firma. Damit lässt sich ordentlich Geld verdienen. Aber das hat er nur so dahingesagt. Wahrscheinlich will er nicht, dass du erfährst, weshalb wir wirklich hier sind. Weshalb man uns hierher geschickt hat ans Ende der Welt. Es geht um viel mehr als nur darum, künstliche Intelligenzformen weiter zu entwickeln. Worauf wir hinauswollen, das ist, um es auf einen ganz kurzen Nenner zu bringen, den Tod zu überwinden. Es geht darum, der Menschheit eine Existenzform ohne den biologischen Körper zu ermöglichen, ohne die überflüssige Hardware, wenn du so willst.“

Max schaut sie skeptisch von der Seite an. Sie erwidert seinen Blick, nickt, „genau darum geht es.“ Er schüttelt stumm den Kopf. Sie meint: „Ist vielleicht ein Schock, wenn man das zum ersten Mal hört. Da denkt man wahrscheinlich: alles Spinnerei, Utopie. Wird aber bald Realität, glaub mir das. Was sich auf diesem Gebiet entwickelt hat in den letzten Jahren, das habt ihr alle verschlafen. Das ging vorbei an dir und deinem trägen Vaterland! Und, das faszinierendste ist, das sag ich dir jetzt im Vertrauen, wir sind nahe am Ziel! Es fehlt nur noch der letzte Schritt.“

Max schüttelt weiterhin den Kopf, sagt dann: „Ist doch total irre. Ich glaub das einfach nicht. Da musst du mir noch einiges erklären.“

Nana legt eine Hand auf seinen Arm und meint: „Muss ja nicht alles auf einmal sein.“ Dann schweigen sie und schauen zu, wie der Himmel allmählich seine abendrote Farbe wechselt und in ein metallisch kaltes Grün übergeht. Jetzt bemerkt auch sie, dass sich ihre Schultern berühren. Genießt es, schließt die Augen. Dann aber, ganz unvermittelt wird sie unruhig. Die Harmonie verfliegt. Er merkt, wie sie sich verspannt. Etwas Unsichtbares schiebt sich zwischen sie. „Komm, lass uns zurückgehen. Es könnte sonst Ärger geben mit Aryan.“

5

Auf einer der nächsten Wanderungen gesellt sie sich zu ihm. Zunächst ist er sich nicht sicher, ob er sich freuen oder es bedauern soll. Schließlich ist er hier, um mit sich ins Reine zu kommen und sein Leben neu zu ordnen. Der Rauswurf aus der Firma, die Scheidung, der Verlust der alten Wohnung, all das steckt ihm noch zu schmerzlich in den Knochen. Da ist es an sich besser, allein zu sein. Aber je länger sie neben ihm geht, umso mehr genießt er ihre Nähe. Aryan ist in Berlin, geschäftlich, wie sie sagt. Er merkt, wie sie aufatmet. Von wegen keine Hierarchie. Der Boss ist in Berlin. So ist das. Und jetzt läuft sie ganz entspannt neben ihm, eine junge Frau, deren Attraktivität ihm immer mehr zu Bewusstsein kommt. Immer wieder schaut er möglichst unauffällig zu ihr hinüber. Ihr Profil schwer zu beschreiben. Nichts Markantes. Die Nase vielleicht ein wenig zu klein? Ihre Haut glatt, leicht gebräunt, ohne Pickel oder Fältchen. Nichts Ungewöhnliches, und er fragt sich, was es ist, das ihrem Gesicht diese ungewöhnliche Attraktivität verleiht. Die großen Augen vielleicht, die dunklen Wimpern und Brauen, die ihre echte Haarfarbe verraten? Einerlei, denkt er. Vielleicht ist es auch gar nicht ihr Gesicht. Vielleicht ist es ihre dunkle, etwas verrauchte Stimme oder ihr Lächeln oder ihr Gang, ihre Figur, ihr frischer Duft?

Pause am Waldrand. Das ausgewachsene Gras vor den Brombeerranken ist sommerwarm, die Sonne angenehm. Ein leiser Wind oben in den Kiefern. „Ach Max“, sagt Nana nach einiger Zeit, „wenn das Leben nur nicht so kompliziert wäre.“

Er sagt nichts, denkt, lass sie nur erzählen, vielleicht kommt etwas aus ihrem Leben, irgendetwas aus ihrer Kindheit, aus ihrer Jugend. Wie alt mag sie sein. Er fragt sie.

„Siebenundzwanzig“, sagt sie, ohne zu zögern. „Und du?“

„Siebenundvierzig“, sagt er und weiß nicht, warum er diese Zahl nur etwas widerwillig preisgibt.

Mag sein, dass ihm die zwanzig Jahre Unterschied zu groß vorkommen, dass er unbewusst fürchtet, von ihr in eine andere Generation eingeordnet zu werden. Aber was stört ihn daran? Eigentlich könnte es ihm doch egal sein.

Nana schaut ihn an. „Hast dich gut gehalten“, sagt sie lächelnd. „Kaum Falten, nur oben auf der Stirn zwei, drei. Und dein Mund wirkt ein wenig frustriert. Du musst aufpassen, dass er nicht zu schmal und zu streng wird.“

Und dann beginnt sie zu erzählen. Aber da kommt nichts aus ihrer Vergangenheit, aus ihrem Leben, stattdessen Details aus ihrer Arbeit.

„Hast du schon einmal etwas über Trans- und Posthumanismus gehört?“

Max schüttelt den Kopf. Sie rupft einen Grashalm ab, dreht ihn zwischen den Fingerspitzen und überlegt. Dann beginnt sie:

„Im Transhumanismus leben wir schon. Der homo sapiens hat sich verändert. Wir alle sind verbunden mit Gegenständen. Laptops, Navigationsgeräte zum Beispiel. Wir können kaum noch arbeiten ohne unsere PCs, finden kein Ziel mehr ohne Navi. Alles Gegenstände, die unser Leben erleichtern. Apps, mit denen wir vom Arbeitsplatz aus die Heizung zu Hause bedienen oder den Küchenherd oder die Rollläden öffnen oder schließen. Auf dieses Zeug könnten wir eigentlich verzichten. Aber es geht noch weiter. Über die bloße Bequemlichkeit hinaus! Viele unter uns sind schon richtige Cyborgs. Den Begriff hast wahrscheinlich auch noch nie gehört. Cyborgs sind Verbindungen von Mensch und Maschine. Jeder zehnte, vielleicht übertreib ich, auf jeden Fall viele laufen herum mit künstlichen Kniegelenken, Hüften, Herzschrittmachern. Oder, jetzt pass auf, auch das gibt es schon: Du schluckst eine elektronisch-sensorisch präparierte Pille. Die misst deine Verdauung, erkennt Polypen, Krebszellen und so weiter und funkt die Daten an dein Handy und von dort weiter auf die Rechner von Wissenschaftlern. Und dann verlässt dich die Pille wieder auf natürlichem Wege. Temporäre Verschmelzung von Mensch und Maschine, nennt man das. Alles schon Realität. Aber, so anerkennenswert das auch ist, der Posthumanismus, der geht noch einen entscheidenden Schritt weiter. Die Transhumanisten sind ja auch schon von gestern. Für sie steht der Mensch wie er ist, immer noch im Mittelpunkt ihrer Bestrebungen. Er soll verbessert werden, gesünder, leistungsfähiger, langlebiger. Aber sie werden, ja sie müssen in einer Sackgasse enden. Denn am Ende steht für sie immer noch das größte aller Übel, der Tod.“

Sie macht eine Pause. Lässt das Wort wirken mit seinem dunklen Ton. Oooo.

Max meint nach einer Weile: „Den Tod überwinden, mein Gott, die Menschheit träumt davon, seit sie sich seiner bewusst geworden ist. Aber ihn zu überwinden, abzuschaffen, wie, bitte schön, wollt ihr das erreichen? Praktisch, technisch, meine ich. Ganz abgesehen davon, ob es überhaupt erstrebenswert ist.“

Nana wendet sich ihm zu, immer noch den Grashalm in der Hand und streicht ihm damit über die Wange. Lächelt: „Erzähl ich dir ein andermal.“

Auf dem Rückweg am Wald entlang. Es dämmt. Da hoppelt aus dem Heidekraut ein verirrter Hase auf den Feldweg, sitzt in der grasigen Mitte zwischen den Fahrspuren, wackelt mit den Löffeln, mümmelt, schaut die beiden entgeistert an, ehe er sich umdreht und in den Wald zurückhüpft.

Nana und Max sind stehen geblieben, reglos, er hat ihre Hand genommen, merkt es erst, als der Hase verschwunden ist.

Am nächsten Tag, früh am Morgen, kommt Therese, um zu putzen und die Betten frisch zu beziehen. Sie putzt zuerst im Hauptgebäude, danach bei Max. In die Scheune lässt man sie nicht. Sie ist eine verhutzelte Person, klein, mit eingefallenen Wangen, einem Faltenkranz um den dünnen Mund, aber mit hellen, listigen Äuglein. Max schätzt sie auf annähernd siebzig. Sie stammt vom Nachbarhof, ist die Schwester des Bauern. Hat dort, wie sie Max erzählt, ein Leben lang geschuftet, vom Bruder ausgenutzt nach Strich und Faden, hat nichts einbezahlt in die Alterskasse und hat jetzt nur eine Minirente von 120 Euro und ist ganz froh, sich hier etwas dazu verdienen zu können. 10 Euro verlangt sie in der Stunde. Das zahlen die drüben. Aber nur für das Haupthaus, für seine Wohnung hier müsse er selbst bezahlen, also 20 Euro für zwei Stunden und für die Bettwäsche einen Fünfer.

„Was treiben die denn da drüben“, fragt sie, nachdem Max seine Schulden beglichen hat.

„Entwickeln neue Computerprogramme.“

„So, so“, meint sie und ihr Gesicht verrät, dass sie nicht viel hält von dem ganzen Zeug. „Wo soll denn das hinführen, wenn wir nicht mehr leben können, wie wir es gewohnt sind. Wenn uns diese Computer beherrschen? Der Bruder hat einen Schlepper gekauft, der sagt ihm, wo er wieviel düngen soll und wo er wieviel spritzen darf. Ja, sag einmal“, sie packt ihn am Arm, „das haben wir früher auch so gewusst ohne das ganze Graffl, das nur einen Haufen Geld kostet. Der Bruder ist jetzt neunundsechzig. Nachfolger ist keiner da. Und wie soll er denn aufhören? Er muss Kredite abbezahlen für den Schlepper und die neue Setzmaschine. Die Banken und die Industrie, die haben ihn am Wickel. Von wegen freier Bauernstand! Ja, so ist das“, seufzt sie und weist mit einer Kopfbewegung hinüber zum Haupthaus. „Pass nur auf! Die sind mir nicht ganz geheuer, die da drüben. Vor allem der Anführer, der große, schwarze, vor dem musst du dich in Acht nehmen.“ Max schaut sie fragend an, aber sie lässt diese Warnung einfach so stehen. Sie klopf mit ihren gichtgekrümmten Händen auf das frisch bezogene Bett, streicht die letzten Falten aus der schweren Zudecke. „Frottee“, sagt sie, „gemütlich und warm. Wirst brauchen können. Jetzt wird es bald kalt, ich spür das in den Gelenken.“

Max war seit dem frühen Morgen im Gelände unterwegs. Im lichten Teil des Waldes, wo zwischen Kiefern und vereinzelt Birken Heidekraut und Blaubeeren den Boden bedecken, trifft er auf Josef, einen Schulkameraden aus der Volksschule. Stark verändert, alt geworden eben, aber sie erkennen sich nach kurzem Zögern. Keine Berührungsängste nach der langen Zeit. Max zur Erholung hier, Job verloren, weiß noch nicht, wie's weitergeht. Auch Josef arbeitslos, schon seit ein paar Jahren. Es gibt wenig Arbeit hier in der näheren Umgebung. Er hat sich so rumgeschlagen mit Gelegenheitsjobs, zuletzt in der Western City bei Passau. Da hat er jeden Nachmittag um 16.00 Uhr die Bank überfallen.

Josef hat einen Korb mit Pilzen dabei, Steinpilze und Maronen. Rotkappen und Birkenpilze gibt es schon lange nicht mehr. Aber vielleicht kommen sie wieder eines Tages.

Eine Zeitlang gehen sie nebeneinander her, erinnern sich an Episoden aus früheren Zeiten. Dann trennen sie sich. Josef geht Richtung Lengsham hinunter, da weiß er noch einen guten Schwammerlplatz.

Max, wieder allein, entdeckt nach wenigen Minuten Nana, die auf einer kleinen Lichtung sitzt, die geschlossenen Augen der Sonne zugewandt. Niedergeschlagen und traurig wirkt sie. Und zum ersten Mal ahnt er, dass ihre oft so flapsige Art nur aufgesetzt ist. Sie bemerkt ihn, und sogleich verliert ihr Gesicht diese Trauer, diese Tiefe und schminkt sich mit einer oberflächlichen Gelassenheit.

„Hallo Max“, lächelt sie, „setz dich her. Ich hab noch Mittag, eine halbe Stunde noch.“

Max setzt sich neben sie.

„Erzähl mir was aus deinem Leben!“, sagt sie nach einer Weile so obenhin. Max hat keine Lust dazu, wiegelt ab.

„Ist nicht so aufregend, mein Leben. Eigentlich so dahingeplätschert. Unbeschwerte Kindheit und Jugend, das schon, aber danach, da überwiegt, wenn ich so überlege, der Kummer. Hat schon wehgetan das eine oder andere. Aber eigentlich ist das doch nichts Ungewöhnliches: Scheidung und Jobverlust und Einsamkeit. Eigentlich nicht der Rede wert. Da bin ich nicht der einzige, ist doch schon fast die Regel. Man hält es einfach nicht mehr so lange aus miteinander.“

6

Nana liegt in einem Liegestuhl im Hof, nahe beim Brunnentrog. Die Septembersonne voller Kraft. Sie hat ihr Oberteil ausgezogen. Es liegt neben ihr im Kies. Sie trägt einen schwarzen BH ohne Spitzen, könnte auch ein Bikini-Oberteil sein. Die hellblaue Jeans hochgekrempt über die Waden, das Gesicht der Mittagssonne zugewandt, die Augen geschlossen.

Max kommt aus seiner Wohnung. Als er Nana sieht, bleibt er unwillkürlich stehen. Sie bemerkt ihn, winkt ihm zu, winkt ihm zu kommen. „Im Schuppen sind noch Liegestühle“, ruft sie. Max holt sich einen davon, einen alten, hölzernen, mit vergilbtem Leinen bespannten Klappstuhl, klopft Staub und Spinnweben aus dem Leinen und baut ihn neben Nana auf.

„Wo sind die andern“, fragt er.

„Die sind in die Kreisstadt. Einkaufen. Lebensmittel und Getränke.“

Sie hat jetzt die Augen wieder geschlossen, atmet tief und entspannt, und Max legt den Kopf zur Seite und betrachtet ihr schattenloses, ebenmäßiges Gesicht, und seine Blicke wandern über Hals und Schultern hinab zu den sanften Hügeln ihrer Brust, die sich heben und senken im Rhythmus ihres Atems. Um nicht ertappt zu werden bei diesen Augenwanderungen dreht er den Kopf zurück, schließt die Augen und genießt die Sonne, die gelbrote Kreise unter seine Lider zaubert.

Nach einer Weile stupst sie ihn an. „Schau dir das an“, sagt sie und deutet zum Himmel. Blau ist er und wolkenlos, aber kreuz und quer von Flugzeugspuren durchzogen, weiße Striemen, an den Rändern etwas zerzaust. Max sagt: „Wenn die Spuren so lange sichtbar bleiben, dann schlägt das Wetter um.“

„Schade“, meint Nana. „Von mir aus könnte es noch lange so schön bleiben. Den nasskalten Herbst und den Winter mag ich nicht.“

Von der Landstraße her nähert sich ein Auto. „Das sind Aryan und die Jungs“, seufzt Nana und zieht ihr Oberteil wieder an. Der schwere, schwarze SUV knirscht in den Hof, parkt dann an der Westseite des Haupthauses direkt unter der Satelittenschüssel.

Wieder ist Aryan in Berlin. Das häuft sich in letzter Zeit. Das Wetter hat umgeschlagen. Kalt ist es geworden. Seit zwei Tagen regnet es ohne Unterbrechung. Nana besucht Max am Abend in seiner Wohnung. Sie sitzen auf der Eckbank. Hinter ihnen gluckert der Regen im Fallrohr der Dachrinne. Max hat eingeeizt. Im gusseisernen Ofen knistert das Holz. Nana deutet auf sein Handy, das vor ihnen zwischen zwei Büchern auf dem Tisch liegt.

„Mein Vater“, sagt sie, „hat von seinem Vater, also von meinem Opa zum 1. juristischen Staatsexamen Meyers Enzyklopädisches Lexikon geschenkt bekommen. Fünfundzwanzig dicke Bände mit schweren Lederrücken und Goldschnitt. Über hundert Mark hat so ein Band damals

gekostet. Ein Haufen Geld! Aber in diesen fünfundzwanzig Bänden war das gesamte Wissen der Menschheit versammelt. Und heute“, wieder deutet sie auf sein Handy, „heute steht in diesem kleinen Ding da mehr als in den fünfundzwanzig alten Folianten.“

Nach einer Pause fährt sie fort:

„Es wird alles immer virtueller, merkst du das? Immer feinstofflicher, immer leichter. Das Materielle verliert an Bedeutung. Es dauert nicht mehr lange, dann wird man auch auf dieses Ding da verzichten können. Dann speichert man das alles auf einen fingernagelgroßen Chip und pflanzt ihn dir ins Gehirn.“

Sie streicht ihr violettes Haar hinter ihr linkes Ohr. Eine Narbe wird sichtbar, etwa drei Zentimeter lang. „Wissen, Gefühle, Befehle, alles steuerbar über so ein kleines Implantat.“

Max starrt etwas irritiert auf die Narbe. Sie schaut ihn an, lässt ihr Haar wieder fallen und lacht dann: „Quatsch. War ein Fahrradunfall.“

7

Nana liegt im Bett, hört ein Donnern in der Ferne. Sie kennt den Krieg nur aus Erzählungen, aber es scheint ihr so, als nähere sich eine Front, als stünde ein unsichtbarer Feind hinter dem Wald, nur noch ein paar Kilometer entfernt. Als Kind war sie in solchen Nächten zu ihrer großen Schwester ins Bett geschlüpft, die sie warm und verschlafen und ohne jede Angst in die Arme nahm, eine Hand über ihre Augen legte, bis die zuckenden Blitze über das Haus hinweggezogen waren. „Jetzt regnet es“, murmelte sie dann, „hörst du, es regnet. Und wenn der Regen einsetzt, ist das Schlimmste vorbei.“

Auch jetzt hätte sie gerne ihre Schwester bei sich gehabt. Dieses ruhige, fast ein wenig träge Wesen, sanft und voller Güte. Vor siebzehn Jahren war sie ums Leben gekommen, bei einem Verkehrsunfall zusammen mit ihren Eltern. Siebzehn Jahre waren seither vergangen, Jahre voller Einsamkeit und Verzweiflung. Immer wieder ein unsagbarer Schmerz, auch jetzt wieder, ein Schmerz, der sie ausfüllt mit jedem Blitz, der durch ihr Zimmer zuckt, mit jedem Donner, der rücksichtslos über sie hinwegrollt.

Max hat an der Mauer unter den Ostfenstern seiner Wohnung zwei kniehohe Säulen aus alten Backsteinen aufgeschichtet und ein dickes Brett darüber gelegt. Kein Regen mehr. Nana und er sitzen auf dieser Bank, schauen über die große, glänzende Wiese zum Waldrand, „wie ein altes Ehepaar, wie zwei Austragsbauern nach getaner Arbeit“, meint Nana.

Max hat zwei Tage lang über ihre Ideen nachgedacht. Nun sagt er:

„Ich will da jetzt gar nicht auf die technischen Probleme eingehen, wie man das praktizieren könnte. Aber denk doch auch mal daran, was ihr alles verlieren würdet. Stell dir bloß mal vor, wie ihr euch lieben wollt, ohne euren Körper.“

Nana überlegt, dann sagt sie: „Wir können uns das nicht so recht vorstellen. Das heißt aber noch lange nicht, dass es nicht möglich wäre. Du nimmst sie ja alle mit, deine Emotionen, deine Gefühle. Du könntest mich berühren, wir könnten Sex haben völlig unbeschwert, ohne jede Angst.“

„Sex ohne Körper?“

„Ja, warum nicht? Die Liebe sitzt ja nicht in deinem Herzen, verstehst du, nicht in dem Muskel, den wir unser Herz nennen. Und deine sexuellen Wünsche sitzen nicht in deinen Geschlechtsorganen. Auch das spielt sich im Wesentlichen in deinem Kopf ab, oder soll ich sagen, in deinem Geist, vielleicht sogar in deiner Seele. Und vielleicht könnten wir uns vereinen mit mehreren zu einem kollektiven Bewusstsein und alles Leid, Hunger und Elend hinter uns lassen.“

Über ihr Gesicht legt sich ein ferner, träumerischer Ton.

„Aryan sagt, es wird sogar möglich sein, die Toten zu erwecken. Das sei nur ein mathematisches Problem. Denn alles, was in unsere Gegenwart geführt hat, lässt sich rekonstruieren aus ein paar DNA- Schnipseln, und mit ein paar Ausgangsdaten lässt sich das zurückrechnen und erfassen.“

„Um Gottes willen“, entfährt es Max, „dann kommen sie alle wieder, Hitler, Stalin, Pol Pot, all die großen Verbrecher der Geschichte. Und die Frage wird sich stellen: Wer erweckt wen? Wer entscheidet das? Wer darf und wer nicht?“

Nana wirkt verunsichert, sagt aber dann:

„Jeder, jeder kann kommen, geläutert durch die Zeit. Die Zeit wirkt wie ein Fegefeuer. Und das“, – jetzt wirkt sie geradezu erleichtert- „das entspricht doch sogar dem Christentum und dem Judentum und dem Islam.“

Und außerdem, dann könnten auch die Guten wiederkommen, Goethe und Mozart und Beethoven!“

Und Max hält dagegen:

„Meinst du, dass die ihre Werke geschaffen hätten ohne den Tod?“

Einen Tag später. Max sitzt auf seiner Bank an der Ostseite, wartet auf Nana. Mittagspause. Sie kommt, etwas außer Atem, setzt sich zu ihm. Sie zündet sich eine Zigarette an, saugt den Rauch tief in sich hinein, stößt ihn hörbar aus, es klingt wie ein Seufzen.

„Ist was“, fragt er.

„Dicke Luft. Aryan hatte Ärger in Berlin. Wir wissen nicht weshalb. Nächste Woche muss er in die USA. Keine Ahnung, was da läuft. Aber sie wollen ihn vor sich haben, leibhaftig. Geht halt doch noch nicht alles virtuell. Und jetzt macht er Druck. Auf uns. Er will Erfolge sehen, auf die Schnelle, und zwar noch vor seinem Abflug nach LA.“

8

Sie arbeiten jetzt beinahe Tag und Nacht. Ziehen Vorhänge vor die Fenster der Scheune. Aryan und die Jungs würdigen ihn keines Blickes. Das könnte ihm egal sein trotz seines ausgeprägten Harmoniebedürfnisses. Aber dass Nana an ihm vorbeihetzt und kaum ein Hallo herausbringt, das bestärkt ihn in seinem Wunsch, der Sache auf den Grund zu gehen. Immer wieder denkt er an die kleine Narbe hinter ihrem linken Ohr. Ein eingepflanzter Chip in ihrem Kopf. Wurde sie ferngesteuert von Aryan? Ist doch absurd, denkt er.

Er verlässt seine Wohnung. Es ist 21 Uhr. Neumond. Stockdunkel. Keine Sterne. Nur tiefe, unendlich erscheinende Dunkelheit. Er weiß, sie sind in der Scheune. Kein Licht dringt aus der Längsseite. Aber auf der Schmalseite im Norden, unter der Satellitenschüssel, dort glaubt er, einen feinen Lichtschimmer wahrzunehmen.

Er tastet sich vorsichtig die Treppe hinunter, zwei, drei Stufen knarren unter seinem Gewicht. Er überquert den Hof, leise knirschen die Kiesel unter seinen Schuhen. Er erreicht die Schmalseite der Scheune. Ein schmaler Lichtstreif dringt durch den Spalt eines nachlässig zugezogenen Vorhangs. Sein Herz klopft, er hört das Blut in seinen Ohren, sein Atem geht zu schnell. Er bleibt stehen, ein paar Sekunden, bis sich sein Körper beruhigt. Vorsichtig nähert er sich dem Lichtspalt. Er erkennt einen vom übrigen Teil der Scheune abgetrennten Raum, Wände und Decken mit weißen PVC Platten bedeckt, Leuchtstoffröhren an der Decke, steril wirkt alles, wie in einem Operationssaal. Zwei Liegen im Hintergrund, ein Stuhl in der Mitte, ein gut zwei Meter hohes Chromgestell davor. Irgendwo hat er eine ähnliche Konstruktion bereits gesehen, in einer HNO Praxis vielleicht oder beim Zahnarzt. Auf dem Stuhl sitzt Liam, aufrecht, das Kinn auf eine Aussparung im Gestell gestützt, die Augen blicklos ins Nichts gerichtet. Eine halbkreisförmige Metallschale dreht sich langsam um seinen Kopf, erst links, dann rechts herum, immer wieder, links, rechts. Ein feiner, kaum hörbarer Brummtton dringt durch das Fenster, erst tief, dann in höheren Frequenzen. Liam gegenüber, auf der anderen Seite des Gestells sitzt Aryan an einem

Schaltpult, große Kopfhörer auf den Ohren, kontrolliert anscheinend den Vorgang. Blinkende Dioden laufen über die Schaltfläche, Aryan drückt verschiedene Tasten, dreht an Knöpfen, schiebt verschiedene Regler mal nach oben mal nach unten, tippt manchmal größere Textpassagen in eine Tastatur. In Liams Gesicht keine Regung. Er starrt weiterhin ins Leere.

Auf den Liegen im Hintergrund zwei menschliche Körper, Jakob und Nana, reglos, wie schlafend, nicht zu erkennen, ob sie die Prozedur, der Liam gerade unterzogen wird, noch vor sich oder bereits hinter sich haben. Max glaubt, eine Bewegung Nanas zu erkennen. Da plötzlich erhebt sich Aryan, legt die Kopfhörer auf die Schaltfläche, kommt auf das Fenster zu und zieht mit einem Ruck den Vorhang vor die Lücke. Max zuckt zurück, nicht sicher, ob ihn Aryan bemerkt hat.

Er schleicht zurück. Nach wie vor undurchdringliche Dunkelheit. Wirr im Kopf verliert er die Richtung, stößt gegen den Brunnentrog, orientiert sich neu, erreicht schließlich die Treppe zu seiner Wohnung. Oben auf dem Treppenaufsatz bleibt er stehen. Ratlos blickt er in die Dunkelheit. Ängste aus den Nächten seiner Kindheit steigen in ihm hoch, die Angst, verlassen zu werden, allein zu sein, die Angst vor Sommergewittern, vor Feuer, Erdbeben, einstürzenden Häusern. Und der Teufel war immer im Spiel gewesen, dieser dunkle, schwarze Gegengott. Das war kein gefallener Engel. Der war schon immer da. Von Anbeginn der Welt. Und auch jetzt durchdringt das Böse das Gehöft und seine Wohnung. Die Dunkelheit hat nichts Bergendes. Von wegen Mutterschoß. Feindselig und bedrohlich ist sie. Und sie ist mehr als die bloße Abwesenheit von Licht. Sie ist etwas Substantielles. Und der Gedanke schießt ihm durch den Kopf: Sie wird existieren in alle Ewigkeit, sie wird noch da sein, wenn das letzte Licht erloschen ist.

Gerade als er seine Wohnung betreten will, öffnet sich die Tür des Schuppens. Aryan, Liam und Jakob kommen heraus, auch Nana ist dabei. Aryan voraus mit einer lichtstarken Taschenlampe, die anderen hinterher, gehen zum Haupthaus und verschwinden in seinem Innern.

Max betritt seine Wohnung, dreht das Licht an, erleichtert, der Dunkelheit entronnen zu sein. Kalt ist es im Zimmer. Er macht Feuer, setzt sich an den Esstisch und denkt nach. Was läuft hier ab? Nana hat ihm ja schon einiges erzählt. Irgendwie hat er es immer ein wenig belächelt und, ohne es zuzugeben, als Fantasterei abgetan. Oder auch als philosophische Utopie, als theoretische Spinnerei. Aber was er heute gesehen hat, das deutet doch daraufhin, dass sie dabei sind, die theoretische Ebene zu verlassen. Was also läuft hier ab? Morgen, beschließt er, morgen werde ich Nana fragen und ich werde mich nicht abspeisen lassen mit ein paar oberflächlichen Bemerkungen. Morgen müssen die Karten auf den Tisch.

Föhn am nächsten Morgen. Der frühe Himmel schon tiefblau. Die Alpenkette im Süden unendlich klar. Man sieht, vom Dachstein im Osten über den Watzmann, die Chiemgauer Berge bis zum Wendelstein, der Wilde Kaiser dazwischen und dahinter schneebedeckt der Alpenhauptkamm. Nana lässt sich nicht blicken, auch in der Mittagspause nicht. Max wird unruhig, streicht um die Scheune. Am späten Nachmittag sieht er die Gruppe um einen PC versammelt, auch Nana ist dabei. Sie starren wie gebannt auf einen Bildschirm. Max kann nicht erkennen, was sie dort so fasziniert. Er vertrödelt den Tag, der Föhn rumort in seinem Kopf. Unfähig, sich auf irgendetwas zu konzentrieren, hofft er immer noch, Nana zu treffen, um mit ihr zu reden.

9

Nachts, er sitzt in seiner Stubenecke und versucht zu lesen. Seine Kopfschmerzen haben nachgelassen, summen nur noch in einem verborgenen Winkel seines Gehirns. Es ist schon spät, kurz vor Mitternacht. Da klopft es etwas zaghaft an der Tür. Er macht auf. Nana steht draußen.

„Darf ich reinkommen?“

„Klar, komm rein!“

Sie setzen sich auf die Eckbank. Nana, etwas außer Atem, blickt sich um, als fürchte sie, beobachtet zu werden.

„Darf ich eine rauchen? Hier drin?“

„Tu dir keinen Zwang an!“

„Jetzt wird es ernst“, sagt sie. „Wir hatten heute eine Telefonkonferenz mit Berlin. Aryan muss nach LA, hab ich dir ja schon gesagt. Er bekommt dort letzte Instruktionen, die neueste Software, und dann, wie gesagt, nach seiner Rückkehr schließen wir unser Projekt ab.“

Sie zieht den Rauch in sich hinein, verschluckt sich, Max klopft ihr auf den Rücken, sie beruhigt sich, sein Klopfen geht in ein leichtes Kreisen über.

„Was heißt das, ihr schließt das Projekt ab?“

„Also, es sieht jetzt so aus: Liam und Jakob sind total gescannt. Seit Tagen scannt Aryan Schicht für Schicht ihres Gehirns. Bis in den kleinsten Winkel ihrer Seele. Alles, was sie haben an Rationalität und an Emotionen, was war, ist und sein wird, all das ist jetzt gespeichert. Ihr ganzes Wesen. Alles, was sie denken und empfinden können, alles, was sie wollen, jetzt und in Zukunft. Alles ist gespeichert auf einem Stick, den Aryan aufbewahrt.“

„Und was ist mit dir?“

„Für mich hat die Zeit nicht mehr gereicht. Aryan wird das nachholen nach seiner Rückkehr aus den USA.“

Max zieht die Hand von Nanas Rücken zurück. Er rückt etwas von ihr ab. Schaut sie von der Seite an. Sie scheint begeistert. Verfliegen anscheinend ihre manchmal auftauchenden Ängste.

„Wir übertragen unsere Daten auf eine spezielle Cloud. Dort, stell dir vor, dort werden wir leben. Ohne Schmerz, ohne Leid und ohne Tod. Diese Cloud wird unser Himmel sein!“

Ihre Augen glänzen.

„Max, vielleicht kommst du mit! Ich kann Aryan bitten, dich mitzunehmen. Vielleicht lässt sich das noch machen. Vielleicht ist er einverstanden.“ Sie drängt sich an ihn. Er legt die Arme um sie und seufzt. Was soll er dazu sagen? Dieser ganze Quatsch, denkt er, fährt durch ihre violetten Haare, spürt die kleine Narbe hinter ihrem linken Ohr, nimmt ihr Gesicht in die Hände und küsst sie auf den Mund. Sie erwidert seine Küsse so selbstverständlich, als hätte sie schon lange darauf gewartet. Sie gehen hinüber ins Schlafzimmer, entkleiden sich mit fliegenden Händen und versinken in Thereses schweren, bäuerlichen Federn.

10

Aryan ist in den USA. Nana wirkt gelöst, wie immer, wenn er nicht da ist. Liam und Jakob sind verschwunden. Sie haben Aryan zum Flughafen gebracht und sind seither nicht mehr aufgetaucht. Nana und Max genießen unbeschwerte Tage auf dem Hof. Zeit für die Liebe, Zeit für Wanderungen, Zeit für Gespräche.

Sie gehen über die Wiese, am Jägerstand vorbei nach Osten durch dunkle Tannen- und Fichtenbestände. Eine halbe Stunde etwa, dann ändert sich der Wald, öffnet sich, wird sonnig und weit. Eine Lichtung breitet sich vor ihnen aus, Heidekraut, jugendliche Birken, niedrige Kiefern da und dort. Max holt eine Decke aus seinem Rucksack, breitet sie aus unter einer Birke. Eine Flasche Rotwein und zwei Gläser fischt er aus dem Rucksack, Nana hat Weißbrot und Käse dabei. Max entkorkt die Flasche. Das laute Klock lässt einen Fasangoekel gicksend aufschnarren, der am Rand der Lichtung verborgen war. Danach kehrt wieder Stille ein, und eine Weile hören sie nur noch das erschrockene Pochen ihrer Herzen.

Sie essen und trinken und lieben sich. Danach liegen sie nebeneinander, schauen hinauf in den tiefblauen Himmel, durch die kleinen, gelben Birkenblätter hindurch, von denen sich immer wieder das eine oder andere löst und auf sie herunterschwebt.

„Warum das alles zurücklassen“, fragt Max leise, „warum diese Weltflucht?“ Und Nana seufzt: „Ja, es ist schön hier, wunderschön. Das könnte schon zum Bleiben verführen. Aber“, und jetzt setzt sie sich auf, „ das ist nicht unser Leben. Das sind nur Augenblicke. Und diese Lichtung hier, die ist nicht die Welt. Das hier ist ein kleiner, positiver Fleck im ganzen Elend. Die große Welt, schau sie dir an, dieses Trauerspiel! Überall Kriege und Mord und Totschlag und vergewaltigte Frauen, geschändete Kinder und Bomben auf Krankenhäuser und Schulen...Soll ich noch mehr aufzählen?“

„Brauchst du nicht“, entgegnet Max und setzt sich ebenfalls auf. „Ich seh das alles genau wie du. Ich bin ja nicht blind! Und ich seh sogar noch mehr. Schon lange sehe ich, dass es im Wesentlichen Männer sind, die all das zu verantworten haben. Es ist nicht die Menschheit. Es ist nur die eine Hälfte, die männliche. Dreitausend Jahre Patriarchat haben uns dahin geführt, wo wir jetzt stehen. Ich verstehe gar nicht, dass das niemand erkennen will.“

Nana stutzt, sagt aber dann:

„Ich will jetzt keine Schulddebatte führen. Die Menschheit, und ich sage bewusst die „Menschheit“, wer auch immer den größeren Anteil an Schuld hat, sie bemüht sich seit Jahrhunderten vergebens um ein friedliches und einigermaßen gerechtes Zusammenleben. Im Kleinen funktioniert es manchmal sogar, so einigermaßen. Aber im Großen? Es wird nichts besser unter dem Strich. Und warum ist das so?“

Sie schaut ihn von der Seite an. Durchdringend, streng, fast aggressiv.

Max schweigt.

„Ich sage dir“, fährt sie fort, „die Wurzel allen Übels ist der Tod. Und vielleicht haben die Männer mit ihm noch größere Schwierigkeiten als die Frauen, das kann schon sein. Und das Wissen, dass sie am Ende der Tod erwartet, verführt viele dazu, sich hier, in diesem Leben so richtig auszutoben. An sich zu raffen, was geht. Rauben, morden, vergewaltigen. Alles mitnehmen, was möglich ist. Haben, haben, haben, das ist die Devise. Und keine Philosophie und keine Religion hat es geschafft, diese Lebenseinstellung zu ändern. Es ist die Angst vor dem Tod, vor dem endgültigen Aus, die zu all den vergangenen, gegenwärtigen und zukünftigen Katastrophen führt. Und deshalb, lieber Max“, sie legt eine Hand auf seinen Arm, „deshalb gehen wir jetzt diesen Schritt. Und auch wenn das jetzt ein wenig dramatisch klingt, es ist so: Die Menschheit hat versagt. Die Epoche des homo sapiens geht zu Ende.“

Es entsteht eine große Pause. Sie hören jetzt den federleichten Wind in den Birken, sie atmen den Duft des Heidekrauts und der harzigen Kiefernadeln, und eine tiefe Traurigkeit steigt in ihnen auf.

„Komm mit, Max“, sagt sie plötzlich in das Schweigen hinein. „Du wirst sehen, ohne den Tod werden wir leben auf einer anderen Ebene.“

„Es gibt kein Leben ohne Tod“, erwidert Max, merkt aber, während er diese gängige Floskel von sich gibt, dass er es sich damit zu leicht macht. Und dementsprechend kontert Nana und jetzt wird sie pathetisch:

„Über Leben und Tod, über diesem Dualismus steht ein höheres Prinzip. Eine monistische Existenzform. Dorthin gehen wir.“

Max sieht ihre Begeisterung. Sie leuchtet von innen heraus. Und ein großer Schreck fährt in ihn, als er plötzlich erkennt, wie sehr sie befangen ist, wie sehr sie manipuliert wird und wie naiv sie hineinstolpert in ein perverses Experiment. Sie ist da hineingeraten in eine fanatische Sekte, denkt er. Und Aryan ist der Guru, vielleicht nur ein kleiner, kann sein, der große sitzt in Berlin und der Oberboss in LA. Und Nana und die Jungs sind nur Versuchskaninchen.

Sie gehen tatsächlich in den Tod. Er schüttelt den Kopf. Den Tod überwinden durch den Tod. Wie widersinnig ist das!

Und dann sagt er: „Und wenn ihr dann in eurer virtuellen Blase herumwabert, so nebelchwadenmäßig, glaubst du nicht, dass euch da was fehlen wird?“

das Murmeln eines Baches,

der Duft des Heus, des Regens im August,

das Meeresrauschen, der Wind in den Bäumen

oder der Duft des ersten Schnees.

Ach was! Ich muss das jetzt nicht alles aufzählen. Was euch fehlen wird, ist das sinnliche Erfahren der Welt. Das Hoffen und Bangen, die Lust und das Leid und der bittersüße Schmerz der Sterblichkeit. Ja, auch das.“

11

Regen am Tag danach. Dazu ein kalter Nordwind. Von Aryan und den Jungs immer noch keine Spur. Den Tag verbringen sie getrennt, Nana in ihrem Zimmer, Max in seiner Wohnung. Erst am Abend kommt sie zu ihm. Draußen ist es schon finster und immer noch Regen. Max heizt ein. Sie stellen die Stühle vor den Ofen, spüren das Feuer im Rücken. Es dauert, bis sich die Stube erwärmt. Er zündet eine Kerze an. Sie flackert unruhig. Es zieht durch die alten Fenster. Sie finden keine Worte. Eine merkwürdige Sprachlosigkeit schwebt zwischen ihnen.

Als es in der Stube allmählich wärmer wird, setzen sie sich auf die Eckbank, im rechten Winkel zueinander. Ihre Hände liegen auf dem Tisch, nahe beieinander. Nana wirkt müde. Zum ersten Mal entdeckt er feine Fältchen um ihre Augen, von den Augenwinkeln zu den Schläfen verlaufend. Max spürt einen leisen, bitteren Schmerz in sich aufsteigen. Dann beginnt Nana in die Stille hinein zu erzählen.

„Ich bin nicht manipuliert, Max. Soviel vorneweg! Niemand zwingt mich. Und es ist nicht nur ein intellektuelles Spiel, Max. Mir es geht nicht nur darum, mitzuhelfen, wie die Menschheit einen Schritt weiter kommen könnte. Das hat auch persönliche Gründe, dass ich hier mitmache. Es geht hier auch um mich.“

Sie überlegt, sammelt sich, beginnt:

„Es ist jetzt bald zwanzig Jahre her, dass ich meine Familie verloren habe. Ich bin nie darüber hinweggekommen. Ich war damals acht Jahre alt. Meine Eltern waren mit dem Auto unterwegs, um Lisa, meine Schwester, zum Kieferorthopäden zu bringen. Anschließend wollten sie an den Osterseen spazieren gehen. Es war ein wunderschöner, sonniger Oktobertag. Ich blieb zu Hause. Ich hatte keine Lust, mitzukommen und stundenlang zu warten, bis Lisas Zahnspange angepasst sein würde. Und der Spaziergang mit den Eltern reizte mich auch nicht. Später habe ich mir oft gesagt: wär ich doch nur mitgefahren. Dann wäre ich mitverbrannt in unserem Auto, das ein Raser von der Straße gefegt hatte.“

Sie schweigt jetzt. Sie hören das Feuer im Ofen und den Regen auf dem Dach. Nach einer Weile fährt sie fort:

„Ein Polizeibeamter und eine junge Polizistin versuchten mir beizubringen, dass meine Eltern und meine Schwester nicht mehr am Leben waren. Das war nicht zu begreifen. Ich kann auch heute noch nicht beschreiben, was ich damals fühlte. Das lässt sich nicht in Worte fassen. Da versagt die Sprache. Ein achtjähriges Kind von einem Augenblick zum anderen hinausgeschleudert in ein

Nichts, hinausgeworfen ins Luftlose, das weiß ich noch, dass ich nach Atem rang, nach Luft schnappte wie ein Fisch auf dem Trockenen, ein paar Zuckungen und ich war tot, anders tot als Vater, Mutter und Lisa, die im Auto verbrannt waren. Ich war tot für lange Zeit.“

Max und Nanas Hände liegen nahe beieinander. Er betrachtet sie, schöne, wohlgeformte Hände. Nur ein paar Zentimeter liegen sie vor ihm, reglos, hilflos. Aber er wagt es nicht, sie zu berühren und er weiß nicht, was er sagen soll. Er steht auf, geht zum Ofen und legt Holz nach.

Und dann erzählt sie weiter:

„Ich wuchs auf bei einem Onkel und einer Tante in Augsburg. Sie waren wirklich lieb zu mir und gaben sich alle Mühe, mir die Eltern zu ersetzen. Aber ich konnte ihre Zuneigung nicht erwidern. Ich war zu leer, ich war vollkommen leer. Alles, was in mir war, war die Angst, etwas zu lieben, das ich wieder verlieren könnte.

Von meinen Eltern war ein kleines Vermögen da. Das legten sie für mich an, und ich konnte das Gymnasium besuchen und nach dem Abi in München studieren. Schule und Studium waren Zeiten der Einsamkeit. Ich lernte, ohne nach links oder rechts zu schauen, mied alle persönlichen Kontakte. Alle Versuche von Mitschülern und später von Kommilitonen, mir näher zu kommen, wehrte ich ab. Ich war nur noch eine Hülle, leer und gefühllos und kalt. Das merkten die anderen und nach und nach ließen sie mich in Ruhe. Ich lebte wie ein Autist, nur auf mich bezogen, wie in einer Muschel.

Ich war ja noch sehr jung. Als ich mein Abi machte, da war ich achtzehn. Ich begann dann mein Studium der Informatik mit Computerlinguistik. Im Nachhinein weiß ich auch, weshalb ich dieses Fach gewählt habe. Ich wollte weg von allem Zufälligen. Ich wollte ins Berechenbare. Ich wollte weg von der natürlichen Sprache, hin zu kühlen, algorithmischen Mustern.

Aber gegen Ende meines Studiums lernte ich Martin kennen, der als Assistent am Lehrstuhl für Alte Geschichte beschäftigt war. Er hatte eine sehr behutsame Art, mir den Hof zu machen. Er war so ein stiller Altphilologe, der Heraklit und Platon las und die griechischen Dichter, ein wenig weltfremd, aber doch, was mich betraf, zielstrebig auf eine behutsame Weise.“

Die Andeutung eines Lächelns huscht über Nanas Gesicht.

„In seiner Gegenwart begann meine Angst vor einer Bindung abzunehmen. Nicht dass sie ganz verschwunden wäre. Aber in mir keimte ein kleiner Funken Hoffnung, dass ich doch wieder in ein normales Leben zurückfinden könnte. Er ließ mir Zeit. Und nach und nach fühlte ich wieder Boden unter den Füßen. Ich begann, seine Liebe zu erwidern. Und zwei Jahre später, da war er schon Privatdozent, da zogen wir zusammen. Ich wagte diesen Schritt trotz einer unbewussten Angst, die tief in mir immer noch auf der Lauer lag.“

Sie macht eine lange Pause.

„Kennst du das Buch Hiob aus dem Alten Testament“, fragt sie dann unvermittelt. Max überlegt. Irgendwo und irgendwann hat er davon gehört, von jenem Gerechten, dem Gott alles nimmt, um seinen Gehorsam zu testen, seine Söhne, seine Töchter, seinen Reichtum. Aber so genau weiß er das nicht, und Nana erwartet auch keine Antwort.

„Ein Jahr nachdem wir zusammengezogen waren, erkrankte Martin. Bauchspeicheldrüsenkrebs. Acht Monate später war er tot.“

Jetzt hängt wieder dieses Schweigen im Raum. Nana bedauert fast, das alles erzählt zu haben, Max fühlt sich hilflos, weiß nicht, was er sagen soll. Er steht wieder auf, legt wieder Holz nach, obwohl es noch nicht nötig wäre. Holt eine Flasche Rotwein aus dem Küchenregal, entkorkt umständlich die Flasche, stellt zwei Gläser auf den Tisch, schenkt ein.

„Trink einen Schluck“, sagt er, und Nana nippt am Glas.

„Ahnst du, weshalb ich dir das alles erzähl habe?“

Max nickt.

„Egal, wohin ich gehe, da ist immer eine tiefe Trauer. Ich versuche sie zu verstecken. Aber sie ist immer da. Leben heißt leiden, und alles Leid hängt zusammen mit unserem Körper, seinen Bedürfnissen und seinen Schwächen. Ich will nicht mehr leiden. Ich glaube, ich habe genug gelitten in diesem Leben.“

Max greift nach ihrer Hand. Sie entzieht sie ihm. Keine Berührung, keine Bindung, keine Liebe, die wieder verloren gehen könnte wie alles andere. um Gottes willen! Und sie sitzen da, weit voneinander entfernt. Aber nach einer Weile sagt sie:

„Ich will jetzt nicht allein sein.“ Da löscht Max die Kerze, und sie gehen hinüber ins Schlafzimmer.

Seltsam, so nebeneinander zu liegen. Den Kummer des anderen zu spüren und einsam zu sein trotz der körperlichen Nähe. Den eigenen Herzschlag zu hören und den des anderen, während der Regen immer noch auf das Dach niederrauscht.

„Was kümmert den Regen unser Kummer“, sagt er dann. „Wie gleichgültig ist das alles da draußen. Der Regen, die Bäume, der Wind.“

Da klammern sie sich aneinander wie verlorene Kinder.

Am nächsten Tag bleibt Nana in ihrem Zimmer. Gegen Mittag hört der Regen auf, und die Sonne dringt durch die Wolken. Am späten Nachmittag kommt Nana in den Hof, setzt sich in die Sonne. Max gesellt sich zu ihr. Wieder bemerkt er die feinen Fältchen um ihre Augen. Und er fragt sich: Ist es der schon beginnende Abschied, der diese Linien vertieft oder sind es die länger werdenden Schatten? Die Sonne verschwindet hinter der Scheune. Es wird kühl. Sie gehen hinauf in seine Wohnung. Max heizt ein, öffnet eine Flasche Rotwein.

„Ich weiß auch nicht“, sagt er, während er die Flasche entkorkt, „wie du herausfinden kannst aus deinem Kummer, aus diesem Elend, weiß nicht, wie du so eine Art Urvertrauen wiederfinden kannst. Gefährlich ist das ja schon, so eine tiefe Depression. da kommt man nicht alleine raus, da braucht man Hilfe von Ärzten und Psychotherapeuten.“

„Ach Max! Vielleicht kann man meinen Seelenzustand als Depression bezeichnen. Aber es sind keine emotionalen Verstimmungen, die mich beeinflussen, sondern Fakten, nackte Tatsachen, die mir ein Leben unter diesen Umständen verleiden. Ich hab's versucht, Max. Ich hab mir die Haare abgeschnitten und violett gefärbt und hab diese lächerliche Maskerade beibehalten, frag mich nicht, warum. Ich wollte frivol sein und oberflächlich, ich hatte drei kurze Affären, und ich war in Behandlung bei verschiedenen Therapeuten. Es hat nichts genützt. Bis mir dann klar geworden ist, dass ich nicht krank bin, sondern dass ich die Welt so sehe, wie sie ist. Der eine erträgt dieses Leben, der andere nicht. Ich weiß nicht, ob ich es noch bis ans Ende eines biologischen Todes ertragen könnte. Aber“, sie blickt Max in die Augen, „ich muss das gar nicht wissen! Denn jetzt kann ich mich auf eine höhere Lebensebene begeben, in der die Todeszufälle nicht mehr existieren. Es ist ein ungeahntes Glück, vor ein paar Jahren noch völlig undenkbar, zu leben, ohne permanent das Damoklesschwert des Todes über sich zu spüren.“

Max glaubt ihr nicht. Der Rotwein wirkt. Nana sagt mit bereits etwas schwerer Zunge: „Heut betrink ich mich. Muss auch mal sein.“

Stille. Max legt Holz nach, ein Buchenscheit und ein paar dürre Zweige. Es knackt im Ofen.

Nana fabuliert vor sich hin: „Wir entkommen ihnen nicht, den Herren vom Tode. Es sei denn, wir kommen ihnen zuvor. Sie glauben, uns in der Hand zu haben wie Marionetten, ziehen an unseren Fäden mal hier mal da, lassen uns zwischendurch zusammenklappen, hörst du unsere Holzglieder klappern, ehe sie sich unser erbarmen und das Holzhäufchen wieder erstehen lassen zum Vergnügen der Kinder, die erleichtert in die Händchen klatschen.“

Sie seufzt, nimmt einen Schluck, verzieht angewidert das Gesicht. Max öffnet eine zweite Flasche. „Die Herren vom Tode, das sind nicht die Akteure auf der politischen Bühne, das sind nicht die Despoten, die Präsidenten, das sind nicht diese diesseitigen Mörder, die Krankenhäuser bombardieren und Kinder morden mit Splitterbomben und Chemie. Die Herren vom Tode stehen hinter den Kulissen. An ihren Fäden tanzen auch die hohen Herren.“

In Max' Kopf kreist der Wein. „Ich vertrag nichts mehr“, murmelt er. „Früher, im Wirtshaus, da unten in Triftern, in meiner Jugendzeit, da wurde es nach drei Halben erst so richtig lustig. Heute sind drei Halbe oder ein halber Liter Wein schon fast ein Exzess, und die Lustigkeit, diese so herrlich simple Unbeschwertheit ist schon lange aus meinem Leben verschwunden.“

Nana beginnt zu weinen. Sie schaffen die zweite Flasche nicht mehr und gehen hinüber ins Schlafzimmer.

Als sie am nächsten Morgen erwachen, hören sie, wie der schwere SUV in den Hof rollt.

12

In der Mittagspause kommt Nana zu ihm auf die Bank. „Vielleicht unser letztes Zusammensein“, sagt sie und zündet sich eine Zigarette an. „Aryan wird mich heute Nacht „perfektionieren“, wie er das nennt. Dann werden wir alle den letzten Schritt gehen. Die ganze Truppe.“

„Auch Aryan“, fragt Max. Nana stutzt kurz. „Natürlich“, meint sie dann, „auch Aryan.“

Max schaut sie von der Seite an. Sie wirkt ein wenig verunsichert. Ihre manchmal aufflammende Euphorie ist jedenfalls nicht mehr zu erkennen. Unter ihren Füßen hat sich seit Tagen eine sandige Stelle gebildet. Nana tritt ihre Zigarette aus, steckt die Kippe zusammen mit ein paar anderen, die hier seit ein paar Tagen herumliegen, in ein Papiertaschentuch und steckt sie in ihre Jackentasche. „Will hier keinen Dreck hinterlassen“, sagt sie.

Max wird ärgerlich.

„Lieber Dreck hinterlassen als gar nichts. So sang und klanglos verschwinden, ohne eine Spur. Das kann es doch nicht sein!“

„Vielleicht hinterlasse ich eine kleine Spur in dir“, entgegnet Nana seltsam sanft. „Das ist doch auch schon was. Und außerdem, ich werde ja noch weiter existieren. In einer Cloud, irgendwo über dir, irgendwo da draußen, und vielleicht kommst du eines Tages nach. Das entwickelt sich jetzt rasend schnell.“ Jetzt verfällt sie wieder in ihre aufgeregte Begeisterung. „Du wirst sehen. Wir sind ja nur die Vorhut. Drüben in LA, hat Aryan berichtet, läuft ein breiter Feldversuch. Wenn bei uns alles klappt, dann folgen die alle nach. Die stehen auch schon in den Startlöchern.

Wir werden morgen oder übermorgen, da ist anscheinend noch was mit der Zentrale abzuklären, da werden wir gemeinsam diese Welt verlassen. Das klingt jetzt furchtbar pathetisch. Wird aber nicht so schlimm. Aryan wird die Todeskapseln verteilen. Schau nicht so entgeistert! Das gibt es doch schon lange. In der Schweiz, da ist es sogar legal, wenn du in einer der Sterbehilfeorganisationen einen begleiteten Selbstmord begehst. Was heißt Selbstmord, das klingt so kriminell, also wenn du freiwillig aus einem nicht mehr erträglichen Leben scheiden willst.

Aryan bereitet eine kleine Zeremonie vor, eine kleine Abschiedsfeier mit Kerzenlicht und gedämpfter Musik. Schließlich ist das ja ein großer Schritt und der soll schon irgendwie feierlich gestaltet werden.“

Da platzt Max der Kragen.

„Schwachsinn“, schreit er, „weißt du, soll ich dir sagen, was das ist? Ein ganz elender Scheißdreck ist das! Eine ganz elende Scheiße!“

Er packt sie, schüttelt sie. „Reiß dich los von deinem windigen Guru! Hörst du! Diese Gruppen- und Massenselbstmorde, da sind doch alle manipuliert. Morde sind das! Mein Gott, Nana, merkst du nicht, wie man dich missbraucht?“

Nana reißt sich los, läuft zurück in den Hof, zurück in ihr Zimmer.

13

Nacht. Nana schlüpft zu Max in die Stube, setzt sich an den Tisch. Max steht mit dem Rücken zu ihr am Herd. Er setzt Wasser auf für eine Kanne Tee.

„Ich weiß gar nicht, ob ich ewig leben möchte“, sagt sie nach einer Weile. Max dreht sich um.

„Wahrscheinlich wär mir das zu lang. Aber eines weiß ich, da bin ich mir sicher, ich will nicht mehr in diesem Körper stecken, in diesem Räderwerk aus Fleisch und Blut und Verdauungssäften, in einer Maschine, die irgendwann zu stottern beginnt.“

Max schaut sie an, sagt dann ganz entgeistert, da ihm dieser Gedanke zum ersten Mal kommt:

„Könnte es sein, dass da so eine Art Eitelkeit im Spiel ist? Dass du deshalb diesen ganzen Wahnsinn mitmachst? Dass du Angst hast, deine Schönheit zu verlieren, alt zu werden! Läufst du deshalb davon und schiebst das ganze Elend, all deine Probleme, ja das ganze Elend dieser Welt auf den Körper, den du loswerden willst wie ein lästiges, störendes Anhängsel, diese „überflüssige Hardware“, wie du das nennst.“

Du hast einmal gesagt, ganz am Anfang, als wir zum ersten Mal am Berndlberg oben auf einer Bank saßen und auf Triftern hinunterblickten, da hast du gesagt, ihr werdet den Körper abstreifen wie eine Schlangenhaut. Ich hab das nicht vergessen. Und jetzt denk ich mir, das ist doch nichts anderes als die perverse Fortsetzung des Körperkults: den Körper abzulehnen, sobald er sich nicht mehr an eure ästhetischen Vorgaben hält.“

Nana zwingt sich ruhig zu bleiben, entgegnet:

„Jetzt wirst du unsachlich und ungerecht. Und das weißt du! Das weißt du ganz genau. Du kennst mich ein wenig trotz der kurzen Zeit, die wir hier zusammen waren. Du kennst meine Motive. Von Eitelkeit keine Spur! Wenn du ehrlich bist, von Eitelkeit war nie die Rede, und sie spielt für mich auch keine Rolle.“

Der Wasserkessel faucht. Max gießt den Tee auf, bringt die Kanne und die Tassen und setzt sich zu ihr.

„Okay“, seufzt er. „Keine Eitelkeit. Ich nehm das zurück. Ich such halt“, er rudert mit den Armen hilflos in der Luft, „ich such halt nach Argumenten, um dich von diesem Vorhaben abzubringen.“

Er nimmt ihre Hände in die seinen, schaut sie lange an. „Und wenn ich dich einfach bitte zu bleiben?“

Nana senkt den Kopf und sagt dann leise: „Wir sind doch beide gebrannte Kinder. Wir wissen doch beide, wie fragil Liebesbeziehungen sind. Wie sie zu Ende gehen, aus welchen Gründen auch immer.“

„Aber dein Leben da draußen“, entgegnet er, „oder da droben oder wo auch immer ohne Körper? Ist das eine Alternative? Du bist doch nur noch die Hälfte ohne ihn. Kein Mensch mehr.“

„Du sagst es: kein Mensch mehr. Das weiß ich. Das ist mir vollkommen klar. Posthuman eben. Das ist ein großer, ein gigantischer Schritt, das ist eine Geburt. Das geht nicht ohne Schmerzen. Da war die Mondlandung Kinderkram. Da war die Entwicklung der Menschheit vom Affen zum homo sapiens ein gemütlicher Spaziergang durch die Jahrtausende. Und dass wir jetzt den Schritt so schnell vollziehen, so schlagartig, vom Menschen zum Nachmenschen, zu einem anderen Wesen letztlich, das schockt und das schmerzt natürlich. Jeder Abschied tut weh.“

Sie schaut ihn an, und ihre Augen füllen sich mit Tränen.

14

Der nächste Morgen. Nana ist in Eile. Er trifft sie im Hof. Es ist so weit. Sie küsst ihn flüchtig auf die Wange. Er will sie festhalten, sie löst sich, zart aber bestimmt, und verschwindet in der Scheune.

Max bleibt ratlos zurück. Eine fahrig Unruhe überfällt ihn. Er hastet in seine Wohnung, geht rastlos in der Stube auf und ab, zurück ins Freie, er läuft hinüber an den Waldrand, wieder zurück.

Was tun? Die Polizei anrufen? In Triftern unten gibt es schon lange keine mehr. Die nächste Dienststelle ist in der Kreisstadt. Was soll er sagen? Außerdem hat er hier kein Netz.

Hinüberlaufen zum Bauern? Da braucht er eine halbe Stunde. Es ist zum Verrücktwerden.

Inzwischen ist es Nacht geworden. Auch das noch. Wieder diese bedrohliche Finsternis. Er läuft zur Scheune. Die Tür ist versperrt. Er ruft und hämmert mit den Fäusten gegen die Tür. Niemand antwortet, keiner macht ihm auf.

Er läuft hinüber zum Schuppen. Dort über den verstaubten Liegestühlen weiß er eine langstielige Axt. Die reißt er von der Wand und hetzt zurück zur Scheune. Nochmal schreit er, schreit nach Nana, schreit, bis sich seine Stimme überschlägt, aber er erhält keine Antwort. Da holt er aus, und mit drei wuchtigen Schlägen zertrümmert er die Tür. Holz und Glas splittern um ihn, ein Splitter trifft ihn an der Stirn. Blut läuft ihm in die Augen, nur verschwommen erkennt er die Szene, als er den abgedunkelten Raum betritt.

In den Ecken flackern Windlichter, aus dem Hintergrund irgendwoher klingt leise Musik. Sie haben die Schreibtische an die Wand gerückt, ein großer, freier Raum ist so in der Mitte entstanden.

Einen niedrigen, mit einem weißen Tuch bedeckten Tisch entdeckt er durch seine blutverklebten

Augen hindurch. Auf dem Tisch eine flache Schale mit grünen und schwarzblauen Trauben, vier Gläser, kleine Teelichter an den Ecken. Matratzen um den Tisch herum. Max wischt sich das Blut aus den Augen. Aryan starrt ihn aus weißen, toten Augen an, Liam und Jakob liegen neben ihm, leblos mit verdrehten Gliedern, tot, alle drei, nur Nana ist noch wach, blickt ihm entgegen mit geweiteten, ratlosen Augen. Er stürzt auf sie zu, kniet sich zu ihr, nimmt sie in die Arme.

„Spuck das aus, spuck alles aus!“

„Es ist zu spät, Max“, flüstert sie. „Es ist zu spät. Ich habe ein wenig gezögert. Deshalb bin ich noch hier. Die anderen sind schon weiter entfernt“. Sie schluckt. Mühsam fährt sie fort. „Ich habe an uns gedacht, auf der Lichtung im Heidekraut unter der kleinen Birke. Da habe ich noch einmal gezögert. Aber mir wurde wieder bewusst: das Leben hier ist kein Grund, auf dem ich leben könnte. Es ist alles zu vage, zu zufällig. Verzeih mir, Max, aber ich weiß ja nicht, ob du morgen noch da bist, ob du aus dem Wald zurückkommst, ob dich nicht ein umstürzender Baum erschlagen hat oder ob dein Herz stehen geblieben ist, weil dich ein Tier zu Tode erschreckt hat. Ich gehe jetzt, Max, ich bitte dich um Verzeihung, aber ich halte diese schrecklichen Zufälligkeiten nicht mehr aus. Die Fäden sind zu dünn, an denen unser Schicksal hängt.“ Sie schlingt mit einer letzten Anstrengung die Arme um ihn, küsst ihn auf den Mund, dann stirbt sie mit einem bitteren Seufzen.

15

Nach all den Zeugenaussagen erst in der Kreisstadt, dann in Landshut und noch einmal in München braucht Max einige Monate, um ein wenig zur Ruhe zu kommen. Alpträume suchen ihn immer noch heim, aber er hat wieder Arbeit gefunden in einer Grafikfirma in Pasing. Und der Kontakt zu Kolleginnen und Kollegen lenkt ihn ab. Jetzt hat er ein paar Tage Urlaub und er reist wieder in seine alte Heimat. Um das Grab seiner Eltern will er sich kümmern. Man muss die Inschrift erneuern. Ihre Namen sind kaum noch zu erkennen.

Wieder steigt er eine Station früher aus. Wieder schaut ihn der Busfahrer fragend an. Doch, doch, er will den letzten Kilometer zu Fuß gehen.

Er geht durch das kleine Wäldchen hinaus auf den Kamm. Links unten im Rottal liegt die Kreisstadt, rechts im Altbachtal Triftern. Am Berndlberg setzt er sich auf eine Bank. Der Fremdenverkehrsverein hat sie gestiftet, wie es ein kleines Messingschild auf der Rückenlehne verrät.

Zu seinen Füßen liegt der Ort. Er schläft so vor sich hin. Aber man müht sich, soweit es die abgeschiedene Lage erlaubt. Und etwas Unsichtbares, Geistiges und Emotionales schwebt über den Dächern. Das sind nicht nur Häuser und der Kirchturm und der oft menschenleere Marktplatz. Da ist das Grab seiner Eltern, da sind die Gräber ihrer Freunde, die Gräber von Generationen,

vereinzelt schon die Gräber des einen oder anderen Mitschülers, das Grab einer Jugendfreundin. Anwesend alle, irgendwie. Und es sind nicht nur Erinnerungen, Vorgänge in seinem Kopf! Da ist etwas Allgemeines, weit über das Materielle hinaus.

Eine große, tiefe Ruhe kommt über ihn. Er schließt die Augen. Nana setzt sich zu ihm. Ihr Körper ist nicht da. Aber er spürt sie an seiner Seite.

Kleine Literaturlauswahl

- de Chardin, Pierre Teilhard, Der Mensch im Kosmos, München (Ausgabe 1969); (Ursprüngliche Ausgabe; Le Phénomène humain 1955);
- Fromm, Erich, Haben oder Sein, Die seelischen Grundlagen einer neuen Gesellschaft, 45. Aufl., München 2018;
- Harari, Yuval Noah, Homo Deus, 6. Aufl., München 2017;
- Krüger, Oliver, Virtualität und Unsterblichkeit, Freiburg i.Br./Berlin/Wien 2019; (abgekürzt zit. *Krüger*);
- Kurzweil, Ray, Homo s@piens, Köln 1999;
- Moravec, Hans, Computer übernehmen die Macht, Hamburg 1999;
- Parzinger, Hermann, Die Kinder des Prometheus, 5. Aufl., München 2016
- Tipler, Frank J., Die Physik der Unsterblichkeit, München 1994:
- Wilber, Ken, Halbzeit der Evolution, Frankfurt/Main, 2009;